



Von Frankfurt
aus über die A5 Richtung Norden fahren.
In Gießen die A48 Richtung Osten fahren
Die A48 wird später die A4 heißen,
an Erfurt, Dresden, Breslau
vorbei Richtung Kattowitz fahren,
wo man nach Süden abbiegen soll.
Nach etwa 30 Minuten
erscheint Auschwitz.

Neue Vereinsadresse

Nach dem Tod von Anni Reineck wurde der Mietvertrag für unser Vereinsbüro in Gambach gekündigt. Unsere provisorische Vereinsadresse lautet:

**Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitzter
c/o Diethardt Stamm, Freiherr-vom-Stein-Str. 27, 35516 Münzenberg**

Mitgliederversammlung am 20. November 2004

Zur Mitgliederversammlung laden wir am Samstag, dem 20. November, um 15.30 Uhr nach Frankfurt am Main, Rechnergrabenstraße 10 (Ton- und Bildstelle) ein. Auch interessierte Sympathisanten sind herzlich willkommen.

Inhaltsverzeichnis	Seite
Trauer um Anni Roßmann-Reineck	1
Aktenzeichen 4 Ks 2 / 63	6
Ausstellung zum Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963 - 1965	
Hermann Reinecks Zeugenaussage von 1964	12
Stimmen zum Auschwitz-Prozess	14
Hörspiel von Monika Held (Ausschnitte)	
DVD-ROM: Der Auschwitz-Prozess	21
IG Farben: Devisen für den Endsieg	22
Buchbesprechung und Erklärung von Überlebenden	
Erklärung des internationalen Auschwitz-Komitees zur wachsenden antisemitischen Gewalt	25
Die Kindertransporte 1938/39	26
Zwei Buchbesprechungen von Regine Wolfart	
Das kurze Leben der Marion Samuel	30
Sascha Feuchert zum neuen Buch von Götz Aly	
Unglückliche Helden	32
Heinrich Senfft zum Jahrestag des 20. Juli 1944 (taz)	

Impressum:

Herausgeber: Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitzter
Freiherr-vom-Stein-Str. 27, 35516 Münzenberg;
Internet: www.lagergemeinschaft-auschwitz.de

Redaktion : Hans Hirschmann, Tel. (06101) 32599

Bildnachweis: Titel: Plakat von Wilhelm Sasnal, Ohne Titel, 2004,
Ausstellungskatalog: Auschwitz-Prozess (siehe S. 7)

Ansprache von Janusz Mlynarski bei der Trauerfeier in Gambach

Liebe Anni - Alle Auschwitzter verneigen sich vor Dir

Ich verabschiede dich - liebe Anni - im Namen der ehemaligen Häftlinge vom Lager Auschwitz, wo ich vom 14. Juni 1940 bis 23. Januar 1945 als Häftling interniert war, das heißt, alle meine Kollegen haben Dir - liebe Anni - enorm viel zu verdanken und du bist uns in unseren Geist tief eingewachsen. Deine Person wird ewig bleiben, weil du warst für die Häftlinge wie ein Engel.



Wir haben dich in zwei Phasen kennengelernt: In der ersten Phase war Anni eine starke Frau. Sie war eine treue Ehefrau. Sie war unermüdlich in der Arbeit für die Mitmenschen. Sie war eine Beschützerin für die Auschwitzter. Sie hat sich nicht geschont und hat lange Nächte mit der Vorbereitung von Lebensmittelpaketen verbracht, vor allem in der Zeit, als in Polen Kriegszustand war, das heißt im Jahre 1980/81.

Du hast, Anni, mit dem für uns unvergesslichen Ehemann Hermann zusammen die Wohlfahrtstransporte organisiert. Du hast mitgeholfen, Jugendtreffen zu organisieren, wo die Jugend belehrt wurde, was für eine Tragödie für die Menschheit ein faschistisches System ist. Du hast Lehrerausflüge zum Lager Auschwitz organisiert. Du hast deine Zeit der Friedensidee geopfert und Euer Haus in ein Hotel für ehemalige KZ-Häftlinge verwandelt. Du hast mit Hermann deswegen Unbequemlichkeiten erduldet. Du hast nie gezeigt, dass dir die altruistische Tätigkeit Sorge bereitet hat. Du wolltest die Hauptschulden des Nazi-Systems tilgen. Du hast mitgearbeitet bei der Annäherung der deutschen und polnischen Nation. Für dich war nichts zu viel!

In der zweiten Phase haben wir bemerkt, wie Du, liebe Anni, durch die Krankheiten seit einigen Jahren gesundheitlich immer schwächer wurdest. Trotzdem hast du die Lagergemeinschaft - Freundeskreis der Auschwitzter nicht verlassen. Diesen Verein hast du übrigens zusammen mit Hermann Reineck ins Leben gerufen.

Wir alle sind Dir unendlich dankbar für deine Energie und deine Herzlichkeit. Alle Auschwitzter verneigen sich vor Dir! Du hast dich mit Hermann als Wohltäterin der Auschwitzter bewiesen und dein Name ist bei uns für immer im Gedächtnis eingepägt. Du scheidest aus der Welt, aber du lebst in unseren Herzen für alle Zeiten.

Janusz Mlynarski (Auschwitz-Häftling Nr. 355)

Wir trauern um

Anni Roßmann-Reineck

28. Dezember 1919 - 12. April 2004



Sie war Mitbegründerin und bis zu ihrem Tod Vorstandsmitglied unseres Vereins. Sie hat sich den Respekt und die Liebe vieler ehemaliger KZ-Häftlinge und deren Familien erworben. Sie hat Hilfstransporte organisiert und viele Gruppen bei Studienreisen zu den Gedenkstätten der NS-Verbrechen begleitet und betreut. Ihr Engagement begann vor genau 40 Jahren als sie in Frankfurt beim Auschwitz-Prozess ihren Mann, den 1995 verstorbenen, ehemaligen KZ-Häftling Hermann Reineck, kennen lernte.

Wir haben eine Freundin und Mitstreiterin verloren.

Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitziter e.V. Der Vorstand für die Mitglieder, Freundinnen und Freunde

Am Dienstag, dem 20. April, um 14 Uhr in Münzenberg in der Trauerhalle des Stadtteils Gambach (Friedhof Waldstraße) nehmen wir bei einer Trauerfeier Abschied von Anni Roßmann-Reineck. Die Beisetzung findet später im Familienkreis in Fronhausen statt.

Anstelle von Kränzen und Blumen bitten wir im Sinne von Anni Roßmann-Reineck um Spenden an die Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitziter, 35516 Münzenberg, Konto: 0 020 000 503, Sparkasse Wetterau, BLZ 518 500 79.

Z głębokim żalem informujemy, że w dniu 12 kwietnia 2004 roku
zmarła w wieku 84 lat

ANNIE REINECK

oddany przyjaciel polskich byłych więźniów politycznych
KL Auschwitz-Birkenau, wdowa po śp. Hermannie Reineck
- założycielu organizacji Lagergemeinschaft-Freundeskreis
Auschwitzer.

Uroczystości pogrzebowe odbyły się
w dniu 20 kwietnia 2004 roku w miejscowości Münzenberg.

Pograżeni w smutku

Zarząd Okręgu PZBWPWiOK w Krakowie,
Klub KL Auschwitz w Krakowie

Mitbegründerin der Lagergemeinschaft Auschwitz starb am 12. April

Anni ist tot

Wer Anni kannte, wusste um ihr Durchhaltevermögen und ihren Ehrgeiz, sich nicht unterkriegen, sich nicht den Schneid abkaufen zu lassen. Resignation war nie ihre Sache - zwar konnte sie unmäßig stur und uneinsichtig sein, was vorübergehend auch an Verbitterung grenzen konnte, aber zu resignieren, das entsprach nicht ihrem Charakter. Selbst als ihre gesundheitlichen Probleme sowie persönliche Enttäuschungen und Aufregungen in den letzten Jahren ihr immer mehr Kraft abforderten, überwog ihr Wille, nicht klein beizugeben und nicht in Trostlosigkeit zu verfallen.

Vor rund einem Jahr haben wir sie dann aber doch fassungslos vorgefunden. Damals als Funktionäre von Ärzte- und Kasserverbänden sowie Politiker vorschlugen, die Krankenkassenausgaben dadurch zu vermindern, dass für Menschen über 80 Jahre die Kosten für lebensverlängernde medizinische Versorgungen, wie beispielsweise Dialyse, nicht mehr übernommen werden sollten. „Sind wir wieder soweit“, war Annis Kommentar - und der klang nicht wie früher empört und entrüstet, sondern kraftlos und deprimiert. Die Erinnerung an die Nazi-Ideologie vom „lebensunwerten Leben“ und die daraus folgende mörderische Praxis war ihr - die sie drei mal pro Woche zur Dialyse ins Krankenhaus musste - sehr gegenwärtig.

Zwar verschwand dieser Vorschlag wieder aus der öffentlichen

Debatte, aber er scheint Annis Vertrauen grundsätzlich erschüttert zu haben. Rückblickend fällt auf, dass sie damals ihren Fernseher, der kaputt gegangen war, nicht mehr reparieren ließ. Sie wollte und konnte wohl auch nicht mehr das forsche Gerede der mediendemokratischen Meinungsmache ertragen. Und auch in ihrer Tageszeitung schien sie nur noch die Lokalseiten zu lesen.

Ohne Anni hätte es die Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitzter nicht gegeben. Zunächst wäre ohne sie Hermann Reineck nicht von Wien in die Rhein-Main-Region übersiedelt. Und zweitens war sie ihm unverzichtbare Stütze und Mitstreiterin, als er der treibende Motor war, der zusammen mit anderen ehemaligen Häftlingen, wie beispielsweise Janusz Mlynarski, nach österreichischem Vorbild unseren Verein gründete. Die Solidarität mit den Überlebenden und die Erinnerung an die in den Konzentrationslagern, Gestapo-Gefängnissen und im Widerstand gegen Nazi-Deutschland ermordeten Kameraden waren die Beweggründe für dieses Engagement. „Über Auschwitz darf kein Gras wachsen“, lautete die Einstellung für die auch bei den Nachgeborenen darum geworben wurde, sich gegen Faschismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zu engagieren. Politische Bildung und direkte, materielle Hilfe zu organisieren, das waren und sind

nach wie vor die Hauptziele, denen sich unser Verein verpflichtet hat. Dafür nahmen Hermann und Anni viele Strapazen auf sich. Anni half mit, wo sie konnte, und sie hielt vor allem Hermann den Rücken frei. Das heißt, sie organisierte den Alltag des ehemaligen Auschwitz-Häftlings, erlebte mit, wie ihn seine Albträume plagten, und machte sich Sorgen, wenn er immer wieder seine Kräfte überanstrengte. In einem Interview mit Monika Held sagte sie: *„Es ist so, dass man eigentlich einen großen Teil von sich selbst aufgeben muss und aufgibt, wenn man mit jemandem zusammen ist, der in Auschwitz war. Denn man kann nicht einfach sagen: Schwamm drüber, das Leben geht auch so weiter. Die erste Zeit, die möchte ich vielleicht nicht so hundertprozentig zurück haben, denn die war schlimm.“* (siehe Seite 20)

Anni hat sich - vor allem in Polen - den Respekt und die Liebe vieler ehemaliger KZ-Häftlinge und deren Fa-

milien erworben (siehe die Ansprache von Janusz Mlynarski auf Seite 1). Jedoch auch jüngere Menschen, die sie bei Studienreisen und Veranstaltungen kennen lernten, waren beeindruckt und bewunderten die Selbstverständlichkeit ihres Engagement, das ansteckend wirkte und zur Mithilfe motivierte. Dabei konnte Anni durchaus ein schwieriger und uneinsichtiger Mensch sein. Mit einer ihr eignen Sturheit verprellte sie mitunter Freunde und Bekannte, aber dann kam auch wieder ihre charmante Seite zum Ausdruck, „als wir uns dann wieder trafen, empfing sie uns mit einem Rosenstrauß und voller Herzlichkeit“, erinnerte sich eine Freundin.

Annis Einsatz ging oft über ihre eigenen Belastungsgrenzen hinaus, und dies erwartete sie teils auch von den Helfern, erinnerte Vereinsmitglied Neidhart Dahlen in seiner Ansprache bei der Trauerfeier in Gambach. Er betonte jedoch auch, dass Anni bei aller Arbeit immer ein „of-



Anni mit Kazimierz Smolen, dem langjährigen Direktor der Gedenkstätte Auschwitz, bei einem Besuch 1998. (Foto: Karin Mihm)

fenes Haus“ führte. Besuch aus Polen war oft wochenlang zu Gast und Menschen, vor allem junge Leute, die Auskunft über Auschwitz beehrten, gaben sich ebenfalls die Klinke in die Hand: „Der Schlüssel steckte an der Tür, und wenn man kam, waren immer Leute da, und wenn man ging, waren bereits wieder andere da. Es war ein internationales Flair in diesem Haus“, so Neidhart Dahlen, der mit seiner Frau vor allem in den 80er Jahren bei der Zusammenstellung der Hilfstransporte mit Lebensmitteln, Medikamenten und medizinischen Geräten eng mit Anni und Hermann zusammenarbeitete.

Die Nachricht von Annies Tod erreichte uns am Abend des Oster-

montages. Obwohl wir alle von ihrer schweren Krankheit wussten, waren wir überrascht. Tröstlich erscheint da, dass sie sich noch an ihrem Todestag etwas gegönnt hat, als sie mit einer neuen Freundin zum Essen ausgegangen war. „Immer denke ich, dass ich wieder mal bei Anni vorbeischaun könnte, obwohl ich weiß, dass sie nicht mehr lebt“, wundert sich Elsbietta Stamm über sich selbst. So wie ihr geht es vielen. Mit Anni Roßmann-Reineck haben wir eine Freundin verloren und denken oft melancholisch daran, wie sie schimpfen würde, weil ihr dies und jenes nicht passen würde.

Hans Hirschmann

Dem Grauen standhalten

Schön und tröstlich ist es, von Freunden verabschiedet zu werden. Doch: „Es ist keine Schönheit und kein Trost mehr außer in dem Blick, der aufs Grauen geht (und) ihm standhält“ (Adorno).

Anni Roßmann-Reineck hatte diesen Blick, Augen, die das Grauen gesehen und in den nächtlichen Attacken und täglichen Heimsuchungen ihres Mannes, des ehemaligen Auschwitz-Häftlings Hermann Reineck, miterlebt hatten. Dieser Blick auf uns, die Jüngeren gerichtet, ist die letzte Erinnerung an Anni.

Anni wusste, wie dunkel nicht nur die Nacht ist. Sie war eine belesene, eine kritische Zeitgenossin, die ihr soziales und politisches Engagement gegen eine Gesellschaft ausgebildet hatte, die Auschwitz verleugnet oder

als vergangene schreckliche Episode abgetan und letztlich einem feierlichen Gedenken überantwortet hatte. Sie erkannte die Zeichen von Auschwitz im Bestehenden. So war sie zunehmend schroff, unduldsam, alles andere als eine Botschafterin des stillen Gedenkens an Auschwitz in Zeiten der Versöhnung. Aber in der abweisenden, ironischen Art, in der sie in der Erinnerung vor uns steht, wird spürbar, auf welch zarte und verletzte Weise sie den anderen, den Opfern, den Ermordeten, zugetan war, derer sie sich annahm.

Albrecht Werner-Cordt

(aus der Rede des Vorsitzenden der Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis der Auschwitzter bei der Trauerfeier in Gambach am 20. April 2004)

Ausstellung zum ersten Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963 - 1965

Aktenzeichen 4 Ks 2 / 63

„Was war Auschwitz? Eine Nebelwand von ungewissem Grauen. Wer waren die Verbrecher? Andere. Tote. Führer. So war es bis zu jenem Prozess, dessen Namen einen Hauptort der nationalsozialistischen Vernichtung bezeichnet“, schrieb in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (27.3.2004) Michael Jeismann hinsichtlich der Ausstellung, mit der das Fritz-Bauer-Institut (FBI) vom 28. März bis 23. Mai dieses Jahres an den 40 Jahre zurückliegenden Frankfurter Auschwitz-Prozess erinnerte - und zwar am historischen Verhandlungsort im Bürgerhaus Gallus, das seinerzeit eigens für diesen Prozess gebaut worden war. (Derzeit laufen Verhandlungen, inwiefern die Ausstellung in absehbarer Zeit auch in Berlin gezeigt werden kann.)

22 Angeklagte hatten sich unter dem gerichtssinternen Aktenzeichen „4 Ks 2 / 63“ in dem Prozess von 1963 bis 1965 zu verantworten. Bis zur Schließung der Beweisaufnahme wurden 357 Zeugen angehört, darunter 211 überlebende Häftlinge des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz. Der Prozess war zum damaligen Zeitpunkt nicht nur das größte Schwurgerichtsverfahren in der deutschen Justizgeschichte, sondern auch das erste, „in dem das ganze Ausmaß des Völkermordes an Juden, Sinti, Roma, Polen und russischen Kriegsgefangenen öffentlich gemacht wurde“, wie Irmtrud Wojak vom Fritz-Bauer-Institut es zusammenfasste. Immer wieder war von einflussreicher Seite zuvor versucht



Porträts von Auschwitz-Überlebenden, die im Prozess als Zeugen aussagten.

worden, höchstensfalls über Einzelaspekte der Verbrechen in Auschwitz zu verhandeln. Mit dem Prozess „erhielten die ‚ganz normalen Männer‘, die in der Todesfabrik Auschwitz töteten, ein Gesicht, eine bürgerliche Existenz, eine Adresse. Aus ungreifbar gewordenen Figuren des Grauens wurden Personen, die sich zu verantworten hatten“, bringt es Jeismann auf den Punkt.

Der Prozess und die bundesdeutsche Gesellschaft

Zu der kleinen Gruppe, die sich damals um die Betreuung der Zeugen kümmerte, gehörte auch Peter Kalb, der heute bei der Geschichtswerkstatt Bensheim arbeitet. In einer Reportage des Hessischen Rundfunks anlässlich der Ausstellung beschrieb er, welche Bedeutung der Prozess für ihn hatte: „Mir ist klar geworden, was mit dem Wort Zivilisationsbruch gemeint ist. Mir ist klar geworden in dem Prozess, das waren nicht sozusagen normale Verbrechen, sondern es war ein ganzer Staat, mein Staat, in dem ich aufgewachsen bin, in dem ich die Sprache erlernt habe, der von Staats wegen die industrielle Ermordung der Juden nicht nur geplant, sondern auch durchgeführt hat. Und das finde ich das Prägendste und Einschneidendste, wenn man sich das klar macht.“

Mit dieser Ansicht gehörte Peter Kalb jedoch zu einer eindeutigen Minderheit. Die Mehrheitsmeinung

spiegelte sich vielmehr exemplarisch darin wieder, dass die deutschen Polizisten während der Sitzungspausen vor den angeklagten früheren SS-Chargen salutierten, ihnen also „in aller Unbefangenheit“, wie FBI-Direktor Micha Brumlik schrieb, „den militärischen Gruß entboten“.

Mit dem vom hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer gegen viele Widerstände durchgesetzten Prozess begann dann aber doch „die eigentliche Phase öffentlicher ‚Aufarbeitung der Vergangenheit‘“. Zurzeit des Prozesses selbst, war den meisten Deutschen der Gedanke fremd, „dass massenhafter Mord als ein Verbrechen und nicht nur als Nebenfolge des grausamen Krieges an der Ostfront zu betrachten sei“. (Brumlik im Geleitwort des exzellenten Ausstellungskataloges.)* Selbst die Legitimität des Widerstands vom 20. Juli 1944 wurde in den ersten beiden Jahrzehnten der Bundesrepublik in Zweifel gezogen - und zwar auch von hohen Repräsentanten des Adenauerstaates, wie Brumlik am Beispiel von Hermann Weinkauff, des von 1950 bis 1960 amtierenden Präsidenten des Bundesgerichtshofes, verdeutlicht. Dieser hohe Richter mit eindeutiger Vergangenheit - er war bereits 1933 in die NSDAP eingetreten, wurde später mit deren „Treuendienst-Ehrenzeichen“ belobigt und war von 1937 bis 1945 am Reichsgericht tätig - schloss zwar ein allgemeines Widerstandsrecht nicht völlig aus, behauptete jedoch ein „Vorrangprinzip“ insofern, als zunächst den

* **Auschwitz-Prozeß 4 Ks 2/63 Frankfurt am Main.** Herausgegeben von Irmtrud Wojak im Auftrag des Fritz Bauer Instituts. Snoeck, Köln 2004, ISBN 3-936859-08-6. Euro 49,80. Der mehr als 800 Seiten starke Band sei selbst als „ein Monument für die Überlebenden von Auschwitz und die ermittelnden Staatsanwälte“ anzusehen, lobt Jeismann in der FAZ.

jeweiligen staatlichen Amtsträgern dieses Recht auf Widerstand zukomme, dem einzelne Staatsbürger nicht vorgreifen dürften. „Vor allem aber war nach Weinkauffs Meinung zum Widerstand nur berechtigt, wer sich ein klares und sicheres Urteil zutrauen durfte, also die sogenannte Elite“, so Brumliks Darlegung von Weinkauffs „Theorie“.

Der Name Auschwitz wurde zur Chiffre des deutschen Unrechtsstaates

Durch den Prozess in Frankfurt wurde der Name Auschwitz zur Chiffre für den deutschen Unrechtsstaat, dessen Bevölkerung mit großer Mehrheit den zur Staatsdoktrin erhobenen Völkermord klaglos akzeptierte und ebenso eifrig wie skrupellos willfährig exekutierte. So war der Prozess zwar ein Anfang einer auch die breite Öffentlichkeit erfassenden Aufarbeitung, aber es dauerte noch einmal 15 Jahre bis die Debatte mit der Ausstrahlung des amerikanischen Fernsehfilms „Holocaust“ auch breiteste Schichten der deutschen Bevölkerung ergriff. Dies zeige, argumentiert Brumlik, „wie mühevoll und langsam sich Lernprozesse in einer von Schuldabwehr bestimmten Gesellschaft vollziehen.“ *

Mit den 22 Angeklagten standen von 1963 bis 1965 nicht etwa Schreibtischtäter vor Gericht, sondern ehemalige Mitglieder des SS-Personals von Auschwitz. Die ranghöchsten Offiziere

waren die Adjutanten Robert Mulka und Karl Höcker. Angeklagt waren zudem Mitglieder der Lager-Gestapo, Aufseher, Sanitäter, KZ-Ärzte, der Lager-Apotheker, der Kleiderkammer-Verwalter und als einziger vormaliger „Funktionshäftling“ ein brutaler Kapo.

Neben der Suche nach individueller Schuld stand in dem Prozess die Frage zur Debatte, welche gesellschaftlichen Gründe vorlagen, dass aus bisher „normalen“ Menschen willige und gewissenhafte Vollstrecker wurden, die Hunderttausende von Menschen zu Tode brachten, so als sei dies eine ganz normale Angelegenheit. Die Prozessbeobachterin und Philosophin Hannah Arendt bezeichnete Auschwitz und das Dritte Reich als einen Versuch, „den Begriff des Menschen auszurotten“.

Vor Gericht zeigten die Angeklagten kein Unrechtsbewusstsein, sahen sich „lediglich“ als Gehilfen, als Befehlsempfänger, die „nicht anders konnten“, als in die Irre geführte schuldlose Menschen, die mitunter die Zeugen, ihre früheren Opfer auslachten. Verurteilt wurden schließlich siebzehn Angeklagte wegen insgesamt 15209 Morden. Nur sechs von ihnen wurden als Täter im unmittelbaren Sinn bezeichnet. Diese sechs nannte man „Exzesstäter“, weil ihnen nachgewiesen werden konnte, daß sie besondere Grausamkeit bei der Ermordung der Lagerinsassen hatten walten lassen.

* Welche Prioritäten heute bestehen ist ersichtlich an dem Grund, warum die Ausstellung des Fritz-Bauer-Instituts nicht am exakten 40. Jahrestag des Prozessbeginns im Dezember 2003 eröffnet werden konnte: Zu diesem Zeitpunkt hatten noch verschiedene Karnevalvereine im Bürgerhaus Gallus getagt, mit denen sich niemand anlegen wollte, wie Ausstellungsleiterin Irmtrud Wojak in einem ZDF-Interview erklärte.

Für Irmtrud Wojak ist mit den Urteilssprüchen „Gerechtigkeit geübt worden, soweit das möglich war“. Sie räumt jedoch ein, dass „ein Menschheitsverbrechen wie die Vernichtung in Auschwitz“ mit dem deutschen Strafrecht nicht zu fassen war und ein „Sonderrecht“ für die Völkermorde des NS-Staates der bundesdeutsche Gesetzgeber nicht in Erwägung gezogen hat, so wie schon 1946 das Internationale Tribunal von Nürnberg es gegen die „Hauptkriegsverbrecher“ nicht getan hatte.

Kern der Ausstellung zum 40. Jahrestag des Prozesses sind die vor Gericht offenkundig gewordenen Verhaltensweisen und die Biografien von sieben Beschuldigten: Robert Mulka war Adjutant des Lagerkommandanten, Dr. Victor Capesius Leiter der Apotheke, Wilhelm Boger und Hans Stark waren Offiziere der politischen Abteilung, Josef Klehr war Sanitäter und Oswald Kaduk Block- und Rapportführer. Am Beispiel dieser sieben Angeklagten wird verdeutlicht, wie die „Psychologie“ der SS funktionierte, auf welcher Struktur und Methodik die NS-Herrschaft gründete, wie die Konzentrations- und Vernichtungslager organisiert waren und wie die Vernichtung „abgewickelt“ wurde.

Neben schriftlichen und Bilddokumenten vermitteln besonders die Tonbandmitschnitte vom Prozess bedeutsame Eindrücke. Im Originalton sind sowohl die Rechtfertigungen der Täter wie die Zeugenaussagen von überlebenden Häftlingen zu hören. Sind die Verschriftlichungen der Aussagen schon unerhört, so lassen einem diese akustischen Dokumentationen



Robert Mulka, als Adjutant engster Vertrauter des Lagerkommandanten Höss, in seinem Schlußwort vor dem Gericht: „... lege ich gleichzeitig mein weiteres Schicksal und dasjenige meiner unglücklichen Familie vertrauensvoll in die Hände des Hohen Gerichtes, und dieses in der tiefen Überzeugung, dass es sämtliche so wahrhaft schicksalhaften Umstände, die mich damals in meine unglückselige Konfliktlage geführt haben, bis ins einzelne erwägt und berücksichtigt.“ Er hatte zwar nachweislich regelmäßig Zyklon B nachbestellt, wollte aber „keine Kenntnis“ gehabt haben, wofür es gebraucht wurde.

noch mehr erschauern - einerseits angesichts der geschilderten Grauen und andererseits angesichts der Dreistigkeit, mit denen die Täter ihre Rolle verharmlosen. (Zur DVD-ROM des Prozesses siehe Seite 21).

Für die Zeugen bedeutete die Aussage im Prozess eine außerordentliche Belastung. Trafen sie doch im Gerichtssaal mit den Angeklagten auf die „Herrenmenschen“, die damals in Auschwitz in willkürlichem Handeln über Leben und Tod der Häftlinge entschieden. Zumal nur einige der Be-

schuldigten in Untersuchungshaft waren und die anderen in den Verhandlungspausen frei herumliefen.

Die Befragungen und Konfrontationen mit den Angeklagten wurde vielen Zeugen zur Qual. Brumlik skizziert dies wie folgt: „Das befreiende Gefühl, Zeugnis ablegen zu können, wurde nicht nur durch die erniedrigenden und demütigenden Verhöre der Verteidiger beeinträchtigt, sondern erzwang zugleich quälende Erinnerung. Wenn dieser Prozess Helden kannte, dann waren es neben dem unermüdlichen Fritz Bauer, neben Staatsanwälten, Nebenklagevertretern und Richtern vor allem die Auschwitz-Überlebenden, die mit ihrer Kraft der westdeutschen Gesellschaft die Chance boten, sich nicht nur äußerlich zu einem der Würde des Menschen verpflichtenden Gemeinwesen zu wandeln.“

Die KZ-Überlebenden „gingen an die Arbeit“

Welche Bedeutung die Aussagen für viele der ehemaligen Häftlinge hatte und damit auch für uns Nachgeborene der Tätergeneration, das beschreibt Irmtrud Wojak in ihrem Beitrag im Katalog mit einem ausführlichen Hinweis auf Hermann Langbein, den damaligen Genralsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees. In seinem nach dem Prozess verfassten Buch „Menschen in Auschwitz“ erklärte Langbein, er habe sich bei seiner Arbeit von dem Grundsatz leiten lassen, den Andrzej Wirth in einem Nachwort zu den Erzählungen des KZ-Überlebenden Tadeusz Borowski („Bei uns in Auschwitz“) formuliert hat: 'Die Wahr-

heit über den Massenmord im zwanzigsten Jahrhundert verlangt genauso den Verzicht auf die Dämonisierung der Mörder wie auf die Apo-



Hermann Langbein.

theose der Opfer. Die Anklage gilt der unmenschlichen Situation, die das faschistische System bewirkt, die das faschistische System bewirkt, die das faschistische System bewirkt. Nur das Wort 'faschistisch' wollte Langbein durch 'nationalsozialistisch' ersetzen: '... denn es gab und gibt verschiedene faschistische Systeme, jedoch nur ein Auschwitz.'

Hermann Langbein und viele andere Auschwitz-Zeugen haben nach dem Prozess begonnen, über ihre Erfahrungen zu schreiben, viele von ihnen haben sich in Schulen und Jugendzentren immer wieder der Diskussion mit jungen Leuten gestellt. Für manche von ihnen hat erst der Auschwitz-Prozess diesen Schritt ermöglicht. So schrieb Langbein: „Unmittelbar nach seiner Verhaftung wurde mir im Herbst 1960 der SS-Sanitäter Josef Klehr gegenübergestellt, dessen Untaten ich genau kannte. Damals sind schmerzhaft alle Erinnerungen wachgeworden. Als der große Frankfurter Auschwitz-Prozess zu Ende war, (...) sah ich in Klehr nicht mehr den Allmächtigen, den Schrecken des Krankenbaus, sondern einen gealterten, überaus primitiven Verbrecher, der sich ungeschickt verteidigte. Als mir dieser Wandel bewusst wurde, traute ich mich an die Arbeit.“

Hans Hirschmann

Thomas Henne zur juristischen Aufarbeitung des Holocaust **Gegen den Konsens des Schweigens**

Der Schock von 1945 und die Frage nach der Schuld führten zum Strafgericht, nicht etwa zur „Wahrheitskommission“. Doch die Nürnberger Prozesse galten den Deutschen weiterhin als Siegerjustiz, und bei den Nachfolgeprozessen versandete das Interesse schnell. Die formalistischen Entnazifizierungsverfahren erzeugten eine „Mitläuferfabrik“ - eine Flut von „Persilscheinen“ schuf Entschuldigungen und hielt die Justiz außen vor.

Zwar gab es bis 1949 knapp 4500 Verurteilungen wegen Taten im „Dritten Reich“, doch meist ohne Bezug zum Holocaust. Nach dem Rückzug der Alliierten aus den Prozessen schien es für viele an der Zeit, „den Mantel des Vergessens über das Dunkel der hinter uns liegenden Zeit zu breiten“, wie der Rechtsprofessor Herbert Kraus 1950 forderte. Eine „Gnadenlobby“ konnte eine Begnadigungswelle erreichen.

Die 50er Jahre waren vom Konsens des Schweigens geprägt. Außerhalb dessen stand nur, wer seine Beteiligung am Antisemitismus der NS-Zeit offensiv herunterspielte. Dies taten aber nur wenige, wie Veit Harlan. Der NS-Starrgisseur (...) wurde 1949 und 1950 angeklagt - und freigesprochen. Wer aber, wie der NS-Rassegesetzkomentator Globke über seine (Un-)Taten schwieg, konnte führende Ämter übernehmen, ohne sich vor Gericht verantworten zu müssen. Ein bleiernes Schweigen.

Erst Ende der 50er rückte der Holocaust ins Blickfeld der Strafjustiz. Endlich koordinierte eine Zentralstelle in Ludwigsburg die Ermittlungen,

und dank der Berichterstattung über den Ulmer Einsatzgruppenprozess (1958) setzte sich die Öffentlichkeit erstmals mit dem Mord an Juden auseinander. Eine durchaus eigennützige DDR-Kampagne gegen westdeutsche „NS-Blutrichter“ ließ die Fassade von der im Wesentlichen „sauber“ gebliebenen Justiz bröckeln; (...)

Es war Fritz Bauer, der die Initiative zur bislang größten bundesdeutschen Selbstaufklärung ergriff. Mit dem Auschwitz-Prozess nahm die Öffentlichkeit die Schuld von KZ-Tätern erstmals umfassend wahr. Allerdings musste die Erweiterung der Perspektive auf Mitläufer und Opfer noch warten. Die in den späten 60ern dominierenden Faschismustheorien rückten die konkreten Täter aus dem Blick. Und das Strafrecht, das auf individuelle Schuld, nicht auf arbeitsteilige Massenverbrechen ausgerichtet ist, beschränkte die Möglichkeiten der juristischen Aufarbeitung. Die „Wahrheit“ des Richters ist reduktionistisch, an der Strafprozessordnung orientiert, der Historiker hingegen „sagt seine Meinung und geht von dannen“ (Michael Stolleis).

Die Debatten über die Verjährung der NS-Mordtaten in den 60er Jahren wurden nicht zum Auftakt umfassender strafrechtlicher Ahndung. (...) 1968 war das Jahrzehnt der Prozesse vorbei, die „biologische Lösung“ begann: Die Täter blieben mehr und mehr unbehelligt bis an ihr Lebensende (...) So bleibt der Auschwitz-Prozess die wichtigste Intervention der Justiz zur Vergangenheitspolitik.

aus: Frankfurter Rundschau, 24.3.2004

Hermann Reinecks Zeugenaussage beim Auschwitz-Prozess

„Wir haben geglaubt, daß zumindest über die Weihnachtszeit Ruhe ist“

Am 5. Juni 1964, dem 52. Verhandlungstag des Frankfurter Auschwitz-Prozesses wurde bei der Beweisaufnahme Hermann Reineck angehört. Seine persönlichen Daten sind im Protokoll wie folgt angegeben: Druckereileiter, 45 Jahre, aus Österreich / politischer Auschwitz-Häftling 1942-1944 / Schreiber und Blockältester im Häftlingskrankenbau Stammlager / (lebt 1964 in Wien)

ZEUGE REINECK: Ich kann mich erinnern, 1942 war das. Dazu möchte ich sagen: Ich persönlich, ich habe eigentlich nur mit den SS-Leuten zu tun gehabt, die im Krankenbau tätig waren, also sowohl den Ärzten als auch den Sanitätsdienstgraden. Und zwei, die sind so in meiner Erinnerung, weil ich vor ihnen Angst gehabt habe. Das war Klehr und war Doktor Entress. Das waren wohl die zwei, die im Krankenbau am schrecklichsten gewütet haben.

Und zu Weihnachten 1942 haben wir aufgetatmet, weil Doktor Entress in Urlaub gefahren ist. Er war weg, wir haben das erfahren. Und jetzt haben wir geglaubt, daß zumindest über die Weihnachtszeit Ruhe ist. Es war aber nicht so. Klehr - ich weiß nicht, vielleicht war es sein persönlicher Ehrgeiz oder so - hat dann also Selektionen durchgeführt. Und ich weiß, es war an einem der Weihnachtsfeiertage, da sind solche Selektionen gemacht worden.

VORSITZENDER RICHTER
HANS HOFMEYER: Hat er auch in Ihrem Bau Selektionen durchgeführt, im Bau 20?

ZEUGE REINECK: Immer auf 21.

VORSITZENDER RICHTER: Auf 21, wo Sie waren?

ZEUGE REINECK: Ja.

VORSITZENDER RICHTER: Und wie viele Leute sind da herausgesucht worden? Nur ungefähr, ich meine, können es zehn gewesen sein, oder waren es hundert, oder waren es ...

ZEUGE REINECK: Ach, na gut, es waren, ich ...

VORSITZENDER RICHTER: Zwischen zehn und zwanzig oder zwischen zwanzig und hundert? So ungefähr, nur die Größenordnung.

ZEUGE REINECK: Na, es waren bestimmt zwanzig, dreißig, oder vielleicht waren es mehr. Ich weiß nicht mehr.

VORSITZENDER RICHTER: Ja, ja.

ZEUGE REINECK: Ich kann mich nur erinnern, daß damals - also nicht einmal an diesen Feiertagen ...

VORSITZENDER RICHTER: Ruhe hatten.

ZEUGE REINECK: Haben diese Menschen so viel, ich weiß nicht, Menschlichkeit gehabt.

VORSITZENDER RICHTER: Nun sagen Sie, wollen Sie uns einmal schildern, wie das da an den Weihnachtsfeiertagen gewesen ist. Erstens einmal: Wieso wußten Sie, daß der Doktor Entress in Urlaub war?

ZEUGE REINECK:

Wir haben das doch gewußt. Wir haben doch die Meldung bekommen. Wir mußten doch wissen, wen wir auf der Todesbescheinigung als ausstellenden Arzt draufsetzen können. Es hat sich ja jeden Tag, ich möchte sagen, fast jeden Tag geändert. Einen Tag war verantwortlich Doktor Entress, den anderen Tag war der Doktor Rohde, dann war Doktor ...

VORSITZENDER RICHTER: Doktor Kremer und so weiter. Und nun haben Sie an diesem Tag erfahren, der Doktor Entress ist nicht da.

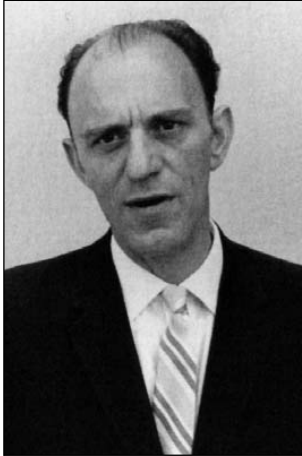
ZEUGE REINECK: Er ist nicht hier, er geht in Urlaub.

VORSITZENDER RICHTER: Woher Sie das wissen, wissen Sie heute nicht mehr?

ZEUGE REINECK: Das weiß ich

nicht. Aber wir haben doch auch Verbindung mit dem SS-Revier gehabt, mit dem wir ja normalerweise, also mit dem Standortarzt, zusammenarbeiten mußten. Und von dort muß irgendwie die Meldung gekom-

men sein. Also wer mir das persönlich gesagt hat, das ...



Hermann Reineck als 45-Jähriger beim Frankfurter Auschwitzprozess 1964.

VORSITZENDER RICHTER:

Nun möchte ich noch folgendes wissen. Sie sagten eben: „Das hat immer gewechselt. Einmal Doktor Entress, einmal Doktor Rohde, einmal Kremer und so weiter. Ich weiß, daß an diesem Tage der Doktor Rohde Dienst gehabt hat oder der Herr Kremer.“ Warum wissen Sie gerade,

daß der Herr Entress nicht da war?

ZEUGE REINECK: Das weiß ich - ich habe das schon vorhin erwähnt schon -, und zwar deshalb, weil Doktor Entress und der Unterscharführer Klehr die zwei Menschen waren, vor denen ich persönlich die größte Angst gehabt habe.

VORSITZENDER RICHTER: So viel Angst hatten, ja.

ZEUGE REINECK: Und darum ist mir das in Erinnerung.

(Transkription des Tonbandmitschnitts des Frankfurter Auschwitz-Prozesses, FBI, AP 058

Text und Foto: Ausstellungskatalog)

Vor zehn Jahren produzierte die Journalistin und Autorin Monika Held, seit Jahren auch Mitglied unseres Vereins, in Erinnerung des damals 30 Jahre zurückliegenden Auschwitz-Prozesses einen Hörfunkbeitrag für den Hessischen Rundfunk. An dem Gespräch nahmen teil der ehemalige KZ-Häftling **Hermann Reineck**, der als Zeuge aussagte, seine spätere Frau **Anni Roßmann-Reineck**, die als Zuschauerin oft im Gerichtssaal war, die Zeugenbetreuerin **Ulla Wirth**, die Rechtsanwälte **Fritz Steinacker**, einer der Verteidiger, und **Christian Raabe**, einer der Nebenklage-Vertreter, sowie als Prozessbeobachter **Ignatz Bubis** und die Psychotherapeutin **Rose Rogosaroff**. In dem Gespräch werden so aus verschiedenen Perspektiven Gesichtspunkte angesprochen, die auch heute noch von Bedeutung sind.

Aus einem Hörspiel von Monika Held (Hessischer Rundfunk 1994)

Stimmen zum Auschwitzprozess

Anni Reineck: Mein Sohn hat damals eine Lehre gemacht und kam dann eines Tages nach Hause und sagt: „Ich geh morgen zu dem Auschwitz-Prozess.“ Und der Prozess fand damals noch im Römer statt. Man brauchte Eintrittskarten, was die Jugendlichen bekamen. Ich war damals krankgeschrieben, ich hatte ein Gipskorsett. Und er sagt dann eines Tages: „Ich kann nicht immer hingehen, du bist doch jetzt krankgeschrieben, du könntest eigentlich gehen!“ Irgendwie hab ich Bammel gehabt, andererseits überwog auch die Neugierde. Das heißt: Neugierde ist nicht das richtige Wort. Es war Mehr-Wissen-Wollen.

Na ja, es lag noch ne ganze Nacht dazwischen. Und ich hab mir am nächsten Tag überlegt: „Soll ich oder soll ich nicht?“ Und da hab ich mir gesagt: „Gehst hin!“

Das Ganze war so neu, so voller Eindrücke. Man hat in der Pause zusammengestanden, und eigenartigerweise waren die Zuhörer sich dann gar nicht mehr so fremd. Alle waren erschüttert über das, was man da hörte. Die Zuhörer - erschrocken, erschüttert.

Und die Angeklagten -sehr munter, sehr lebhaft. Waren sehr selbstbewusst, von Scham oder Reue gar keine Spur.

Wirth: Ich saß also in einem Wartezimmer eines Zahnarztes und las „Die Welt“, die ich sonst nie lese; und plötzlich machte ein kleiner Abschnitt mich aufmerksam, in dem stand: Es ist gut, dass in Frankfurt jetzt die Organisation „internationales“ entstanden ist, in der junge Leute sich um die VIPs und sonstige Ausländer, die nach Frankfurt kommen und hier ratlos sind, dass die sich um sie kümmern. Der nächste Satz war: „Aber es kommen auch Menschen nach Frankfurt, um die kümmert sich niemand. Und das sind die Zeugen des Auschwitzprozesses.“ Und da hat es bei mir geklickt. Infolge meiner Vergangenheit als Anti-Nazi und lebend in einem Kreis, in dem Menschen entweder umgebracht wurden von den Nazis oder emigrieren mussten oder sich selbst getötet hatten, war für mich die Bereitschaft, da nachzuhaken sehr intensiv. Ich rief den Oberstaatsanwalt Dr. Bauer an: Ob irgend jemand sich um diese Menschen kümmert, denn ich

wusste ja, wie ihnen zumute ist, wenn sie hier als Zeugen auftreten müssen. Bei dem Telefonat erschrak er offensichtlich. Als ich ihn fragte: „Ist denn kein Mensch, der sich um diese Menschen kümmert, die jüdische Gemeinde, oder die katholische Kirche, oder die evangelische Kirche, oder die Stadt Frankfurt oder das Rote Kreuz?“ Woraufhin er antwortete: „Ich muss Ihnen gestehen, das tut niemand. Aber ich würde mich freuen, wenn Sie sich entschließen könnten, da etwas zu tun.“

Es entstand auf diese Weise eine kleine Organisation von fünf Frauen, die zum Teil selber irgendwie verfolgt gewesen waren. Wir haben uns mit dem damaligen Leiter des Roten Kreuzes zusammengesetzt und haben einen



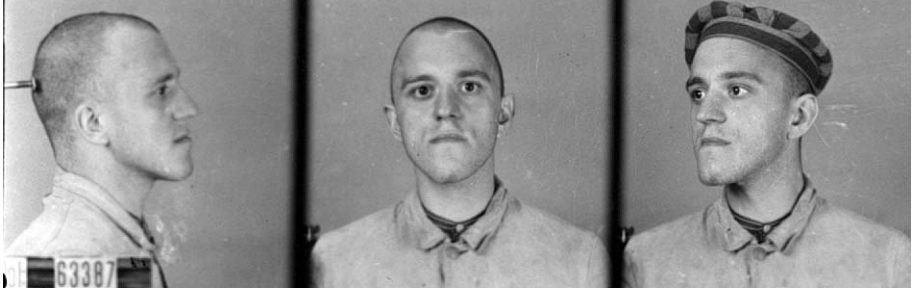
Ulla Wirth mit dem Zeugen Józef Kral (Mai 1964). Foto: Ausstellungskatalog

Brief entworfen, in dem gesagt wurde, dass man sich freut in Deutschland, dass Menschen kommen und hier aussagen, um wieder Recht walten zu lassen.

Die Reaktion war furchtbar verschieden. Ich habe eine Zeugin erlebt, die von einem Studenten ausgerufen wurde auf dem Flughafen, die sich nicht gemeldet hat, aus Angst: vielleicht steht da ein SS-Mann und nimmt dich gleich wieder mit. So war die Vorstellung 1964 noch in Israel von dem, was in Deutschland vor sich ging.

Raabe: Na ja, ich bin 1934 geboren, ich war damals also neunundzwanzig Jahre, machte hier mein zweites Staatsexamen und bin dann am 1. Juli 1963 als angestellter Anwalt in das Büro des Rechtsanwalts Henry Ormond eingetreten. Und Rechtsanwalt Ormond hatte, wie ich meine, in enger Zusammenarbeit mit dem großen Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer sehr wesentlichen Anteil an der Vorbereitung des ersten Auschwitz-Prozesses. Er war also praktisch der Anwalt dieser Nebenkläger, die aus der ganzen Welt kamen.

Steinacker: Ja, wie kommt man da dran? Wenn mein verstorbener Seniorpartner Laternser nicht ein bereits so bekannter Anwalt gewesen wäre ... Herr Laternser war, durch seine Tätigkeit in den so genannten Nürnberger Prozessen, wo er den Generalstab und das OKW verteidigte - als Organisation waren die angeklagt - war er schon ein bekannter Mann, genauso wie übrigens Herr Schmidt-Leichner. Herr Schmidt-Leichner war damals auch als Assistenzverteidiger in Nürnberg tätig. Und



In Auschwitz war Hermann Reineck Häftling Nr. 63387. (Museum Auschwitz)

so kam es, dass wir fünf Angeklagte vertraten. Das war der Dr. Frank, der Dr. Schatz, der Dr. Capesius, Herr Dylewski und der Herr Broad. Ja, so sind wir in den Prozess hineingekommen. Ich, wie gesagt, als Partner von Herrn Laternser.

Anni Reineck: Dann war oft bei der Vernehmung der Zeugen, bei den Aussagen der Angeklagten das Gefühl da: Wer sind jetzt die Zeugen und wer sind die Angeklagten? Bei den Angeklagten wurde gesagt: „Na ja, das sind zwanzig Jahre her, da lässt das Gedächtnis nach.“ Und wenn der Zeuge nicht haargenau so ausgesagt hat, wie er es in seiner schriftlichen Aussage getan hatte, da hieß es: „Ja, Sie haben aber damals so gesagt! Ja und - können Sie sich erinnern: War das jetzt an einem Freitag oder war das an einem Sonntag, oder war das im März, oder war das im April? Ja, wann war denn das? Ja, wo waren sie da?“ Und der Zeuge konnte sich nicht so hundertprozentig auf die Minute, auf die Sekunde erinnern - dann war der Zeuge unglaubwürdig. Und furchtbar fand ich's, wenn die Frage kam: „Herr Zeuge, erkennen Sie den Angeklagte?“ Es war schon mehr als eine Tortur für die Zeugen, dort zu stehen, ihre Aussagen zu machen.

Hermann Reineck: Die Zwischenrufe, die also durch die Verteidiger kamen, waren so bedrückend und so... ja, ich bin völlig aus dem Konzept gebracht worden. Und dann hat der zitiert: „Ja, Sie sagten aber damals: Also es war wahrscheinlich schönes Wetter, also Sonne und alles. Und jetzt sagen sie auf einmal: Ja, ich glaube, es war trübes Wetter!“ Also dieser Widerspruch. Aber wir haben keinen Kalender, wir haben keine Zeitung, wir haben kein Radio - wir haben nichts gehabt. Also genau wie ich erzählt hab, also wie Kaduk einen da am Tor erschlägt - diesen holländischen Juden - ja, was für ein Wetter war, und ob die Sonne gescheint hat oder alles. Das war mir alles nebensächlich, ich hab's auch nicht registriert. Und ich kann's auch nicht rekonstruieren. Ich hab nur diesen Toten gesehen, der also... die Blutlache, in der er lag... und wie Kaduk auf ihn eintritt... und dann den Knüppel... und sich mit den Beinen draufstellt. Ja, das Bild, das hab ich!

Sie haben mich also dann so in Bedrängnis gebracht, dass ich... ich könnt nicht mehr weiter aussagen - und ich hab dann zum weinen angefangen. Und darauf hat der Vorsitzende unterbrochen. Ich hab so, wie soll man sa-

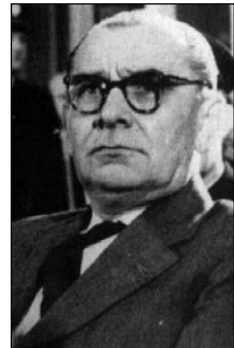
gen, so'n kleinen Nervenzusammenbruch oder was gehabt. Ich könnt mich nicht mehr halten. Und der Vorsitzende hat dann die Verhandlung unterbrochen. Und es war eine sehr schlimme Geschichte.

Steinacker: Der Verteidiger wäre kein Verteidiger, wenn er nicht Bekundungen eines Zeugen, die widersprüchlich erscheinen, die in sich vielleicht nicht nachvollziehbar sind, wenn er nicht durch Fragen an den Zeugen versuchen würde, da Klarheit zu bekommen, beziehungsweise auch den Zeugen in dem einen oder anderen Punkt durch solche Fragen letzten Endes unglaubwürdig zu machen. Das ist also mal die Aufgabe. Dass das von Journalisten, die ja die Zeugen als Verfolgte, als Opfer nur gesehen haben, vielleicht anders beurteilt worden ist, das kann ich nicht ausschließen. Aber es kann doch nicht, nur weil ein Opfer als Zeuge aussagt, kann ich doch nicht davon Abstand nehmen, nachzufragen, ob das, was er erzählt über einen bestimmten Vorgang, ob das richtig oder falsch ist. Das ist doch meine Aufgabe als Verteidiger. Dass das von manchen außen Stehenden, insbesondere wenn es natürlich dann Juden waren, anders gesehen wird, damit muss man leben.

Hermann Reineck: Josef Klehr war SS-Mann. Er war als Sanitäts-Dienstgrad dem Krankenbau zugeteilt. Und Klehr hat unter anderem auch Selektionen im Krankenbau gemacht. Das heißt, er hat Häftlinge ausgesucht und hat dann auch getötet mit Phenol-Injektionen, die direkt ins Herz erfolgten mit einer sehr langen Injektionsnadel.

Ich hab ihn also zwei Mal unabsichtlich dabei gesehen. Als ich da in den Block reingeh, steht die Tür so halb offen, und ich seh grad, wie ein Häftling auf einem Stuhl sitzt und Klehr ihm diese lange Injektionsnadel ins Herz reinsticht und Phenol reinspritzt. Und Klehr hat mich gesehen und sagt: „Was willst denn du da?“ Ich bin nämlich... ich war so schockiert und bin stehen geblieben und guck hin. Und er sagt: „Was willst denn du? Wenn du nicht gleich verschwindest, kommst du auch noch dran!“ Und ich bin natürlich gelaufen... weg und...

Wo gibt es einen Menschen wie Josef Klehr, der so - man schätzt etwa zwischen 25.000 und 30.000 Menschen umgebracht hat mit Phenol.



Josef Klehr beim Prozess in Frankfurt.

Bubis: Ich habe bis vor ganz wenigen Jahren über diese Geschichten nichts hören, nichts lesen wollen. Ich habe mir nie Filme aus dieser Zeit angeschaut. Ich wusste, dass der Prozess hier läuft, aber ich habe nicht einmal die Berichte über diesen Prozess gelesen. Ich habe das alles von mir gewiesen. Ich ließ das nicht an mich heran. Ich weiß nicht, ob das richtig oder falsch war, aber das war für mich in dieser Zeit kein Thema. Kein Thema, weil ich's nicht wollte. Ein einziges Buch, bis heute, das ich gelesen habe, war das Buch über das Lager Treblinka, wo mein Vater umgekommen ist. Das ist

das einzige Buch, das ich aus der Nazi-zeit überhaupt zur Hand genommen habe. Ich habe die Vergangenheit nicht vergessen. Ich hätte mit allem diesem Wissen, mit allen diesen Erinnerungen, wenn ich es nicht verdrängt hätte, vermutlich nicht leben können.

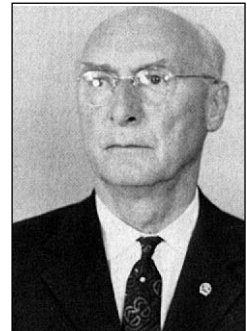
Steinacker: Ich habe nächtelang nicht geschlafen, nicht schlafen können, weil all das, was ich gehört habe und da erlebt habe in dem Prozess, was geschehen sein soll und geschehen ist, lässt ja nur denjenigen unberührt, der völlig gefühllos ist, und das war bei mir jedenfalls nicht der Fall. Und ich war erschüttert über das, was dort in unserem Namen an anderen Menschen für Verbrechen begangen worden sind.

Wenn ich mal von unseren Angeklagten sagen darf - muss sagen, auf mich - alle, vom Dr. Frank, vom Dr. Schatz, Dr. Capesius, Dylewski und Broad, kann ich eigentlich nur sagen: Menschen wie du und ich. Die - jedenfalls keineswegs brutale, rücksichtslose, den Anderen, Untergebenen, Häftling nicht achtende Menschen, die allerdings in die Maschinerie verstrickt waren und die ihre Tätigkeit auf der Rampe oder in der politischen Abteilung allerdings ausgeübt haben.

Hermann Reineck: Heiliger Abend '42 in Auschwitz. Die SS hat im Lager vor dem Küchengebäude einen Weihnachtsbaum aufgestellt, einen riesig großen Weihnachtsbaum. Elektrische Beleuchtung drauf... Ja, und am Abend, 24. Dezember, Appell - und da steht der Weihnachtsbaum, und wir haben uns alle gedacht: Also warum, was ist los? Nicht also, das hat's noch

nie vorher gegebenen - einen Weihnachtsbaum, den die SS aufstellt. Appell ist vorbei und alles, und auf einmal kommen Häftlinge und tragen so Muselmänner, also so ganz abgemagerte, die also nicht mehr stehen konnten... Wenn man einen unter die Arme genommen hat, auf die Beine gestellt und losgelassen, ist er wieder zusammengefallen, weil er nicht mehr die Kraft hatte, sich auf den Beinen zu halten. Diese Menschen hat man dort neben den Weihnachtsbaum hingelegt, und auf einmal ist ein Befehl gekommen: Eine Kette bilden! Und aus einem Block musste Wasser herbeibracht werden in diesen Eimern und über die am Boden Liegenden gegossen werden. Es war schreckliche Kälte, ich werde es nie vergessen, es waren vierunddreißig Grad minus. Und in kurzer Zeit war also dieses Wasser gefroren. Da waren die Häftlinge wirklich wie in einen Eisblock eingefroren.

Raabe: Mulka, gab sich immer wie ein feiner älterer Herr, den Sie täglich irgendwo in der Bibliothek oder auf der Parkbank treffen können, dem Sie das natürlich nicht ansehen würden. Insofern habe ich mir gedacht: Also, man kann durchaus auch in der U-Bahn neben einem Mörder aus einem KZ-Lager sitzen, ohne es zu merken.



Robert Mulka, Erkennungsdienstfoto, 1962. (Ausstellungskatalog)

HISTORISCHER TON: Hessischer Rundfunk 19.08.1965 Fernseh-sendung - Sprecher: Robert Mulka, ehemals Adjutant des berüchtigten Auschwitz-Kommandanten Höß, von der Spruchkammer Hamburg als entlastet eingestuft, heute wegen Beihilfe zum Massenmord in mindestens 3000 Fällen zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt. Mulka, mit 70 Jahren der älteste der Angeklagten, war für die gesamten Vergasungsanlagen in Auschwitz verantwortlich.

Karl Höcker, Adjutant des letzten Auschwitz-Kommandanten Baer, wegen der gleichen Beteiligung an den Vergasungen: 7 Jahre Zuchthaus. (...)

Hans Stark, Landwirtschaftslehrer aus Darmstadt, 44 Jahre alt, des Mordes an 300 Häftlingen schuldig, erhält 10 Jahre Jugendstrafe, weil er seine Verbrechen in Auschwitz beging, bevor er volljährig war.

Rogosaroff: Als der Auschwitz-Prozess anfang war für mich klar, dass ich da auf jeden Fall hingehen wollte und mir des angucken wollte. Und da hab ich dann meinen ehemaligen Zahnarzt auf der Anklagebank wiedergesehen. Und das war ein ganz seltsames Gefühl. Ich wusste nur - ich wollte da noch mal hinkommen und wollte ganz vorne sitzen, wollte dem Auge in Auge gegenüber sitzen. Das hab ich dann am nächsten oder übernächsten Tag auch gemacht, und hab den auch fixiert, und ich denke auch, dass er mich wiedererkannt hat. Also das war auch ein ganz ungutes Gefühl.

Ich denke, ich wollte was auf seinem Gesicht sehen, was mit Scham, mit Betroffenheit zu tun hatte. Und da war

nichts, der sah aus wie immer. Also, ich glaub schon, dass ich auch noch mal hingegangen bin, um das zu überprüfen, ob der wirklich so gleichgültig war. Und das war er. Der war unverändert.

Anni Reineck: Weniger in Erscheinung getreten sind die Ärzte, die in Auschwitz waren und auf der Anklagebank saßen. Die saßen in der ersten Reihe: Frank, Lukas, Schobert. Die haben nie irgendwas gesagt. Die haben nur immer mit gesenktem Kopf da gesessen. Man konnte nichts, aber auch nichts aus dem Gesicht herauslesen. Was sie denken, was sie fühlen, gar nichts. Es war wie ne Maske. (...)

Anni Reineck: An einem Tag des Auschwitz-Prozesses kamen morgens zwei Zeugen, die reingeführt wurden - beide aus Österreich. Und jeder hat von seinem Leben in Auschwitz erzählt, von den Tagen dort, dem Tagesablauf, dem Tagesgeschehen. An manchen Tagen war es so, dass man noch zusammengestanden hat - hat noch ein bisschen geredet; und Neugierde kann manchmal auch sehr positiv sein, dass man bei nem Gespräch noch'n bisschen was erfährt.

Hermann Reineck: Ich hab gesagt: „Na gut, also wenn ihr das oder jenes noch wissen wollt - wir können uns irgendwie treffen.“ Und haben uns dann, ich weiß nicht, ein, zwei Tage später irgend in so einem kleinen Weinelokal da in der Niedenau getroffen, und da hab ich ein bisschen was erzählt und irgendwie ist mir diese Frau sehr sympathisch geworden - und sie sah sehr gut aus und auch ihre ganze Einstellung und alles hat mir gefallen, und ja,

da hab ich mir gedacht - na ja ...

Anni Reineck: Ja, und dann kam halt noch ne Verabredung. Die sind natürlich wieder nach Österreich zurück. Na ja, und dann der eine oder andere Anruf, Briefe und ein Besuch... na ja...

Hermann Reineck: Wir waren also auch per Du dann schon. Und na ja, so'n bisschen in den Arm genommen auch. Aber das war's schon, möcht ich sagen. Vielleicht einmal ein Kuss auch... aber das war's. Und wir haben uns dann regelmäßig geschrieben, also täglich möcht ich sagen. Täglich sind Briefe von Frankfurt nach Wien und von Wien nach Frankfurt gegangen. Und lange Briefe! Sie sind alle noch vorhanden.

Anni Reineck: Na ja, und dann eines Tages war er halt wieder in Frankfurt. Und so ist aus dieser Begegnung, aus diesen Gesprächen in Frankfurt ein bisschen mehr geworden. Und der Auschwitz-Prozess hat also - wie man das so schön sagt - Folgen gehabt. Folgen in dem Sinne, dass mein jetziger Mann - damals Zeuge im Auschwitz-Prozess - heute hier mit mir lebt.

Hermann Reineck: Auschwitz - das kann man nicht aus dem Kopf streichen. Auch heute nicht - ich lebe jeden Tag mit Auschwitz. Und man muss das mit dem Herz oder mit dem Bauch verarbeiten. „Und das kann Anni. Anni weiß genau, dass ich manchen Tag, dass ich dann nicht ansprechbar bin. Da ist Auschwitz wiederum da. Und sie versucht dann ganz langsam, also nach einer gewissen Zeit, nachdem sie das be-

merkt hat, langsam darauf einzugehen und mir darüber hinwegzuhelfen.

Anni Reineck: Es ist so, dass man eigentlich einen großen Teil von sich selbst aufgeben muss und aufgibt, wenn man mit jemandem zusammen ist, der in Auschwitz war. Denn man kann nicht einfach sagen: Schwamm drüber, das Leben geht auch so weiter. Die erste Zeit, die möchte ich vielleicht nicht so hundertprozentig zurück haben, denn die war schlimm.

Hermann Reineck: Ja, Auschwitz war in meinem Leben ein Trauma. Und ich hab also nach dem Krieg, nach '45 jede Nacht von Auschwitz geträumt. Es war ganz schlimm. Ich hatte Alpträume. All das hat mich also jede Nacht gequält, und ich hab jede Nacht zu schreien angefangen. Ich hab die Krematorien brennen gesehen, und ich hab die Leichen, die Toten gesehen. In der Nacht - ich hab den Geruch von diesen Krematorien in der Nase gehabt und hab das gerochen im Traum. Jede Nacht - es gab keine Nacht ohne diese Träume, keine.

Anni Reineck: Gut, ich hätte mir schließlich mein Leben anders einrichten können - oder sagen wir's mal so: ich hatt mir das etwas ruhiger vorgestellt. Ruhiger nicht von der Arbeit her gesehen, aber ruhiger von der seelischen Belastung her. Aber nun war mal der Auschwitz-Prozess, und mit dem Auschwitz-Prozess eben einer der Zeugen. Und wenn ich heute so über diese Zeit nachdenke, seit dem Auschwitz-Prozess, dann würd ich's wahrscheinlich genau wieder so machen.

Ein zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges. Erstmals für ein breites Publikum zugänglich.

DVD-ROM: Der Auschwitz-Prozess

Der 1. Frankfurter Auschwitz-Prozess (1963–1965) ist eines der bedeutendsten Beispiele für den justiziellen Umgang mit NS-Gewaltverbrechen in der Bundesrepublik Deutschland.

Der 430-stündige Tonbandmitschnitt der Hauptverhandlung - ursprünglich angefertigt als Gedächtnisstütze für das Gericht und heute ein einzigartiges historisches Dokument - bildet das Kernstück der Dokumentation. Diese mündlichen Zeugnisse wurden verschriftet, inhaltlich detailliert erschlossen und mit einem Anmerkungsapparat versehen. Neben den Aussagen von über 300 Zeugen, in

elf unterschiedlichen Sprachen, enthalten die Tonbandaufzeichnungen die Schlussworte der Angeklagten, Plädoyers von Staatsanwaltschaft, Verteidigern und Nebenklagevertretung sowie die mündliche Urteilsbegründung. Ausgewähltes Quellenmaterial aus den Hauptakten sowie die Prozess-Mitschrift des protokollführenden Richters ergänzen die Dokumentation der 183 Verhandlungstage.

Eine Fülle von Begleitmaterialien erzählt die Vor- und Nachgeschichte des Prozesses und macht einen Teil der schriftlichen Beweisstücke zugänglich.

Die DVD enthält ferner eine große Anzahl von Fotos, Hörbeispiele aus dem Tonbandmitschnitt, einen Filmausschnitt, Lagerpläne und Karten. Einführende Texte sowohl zum Prozessverlauf als auch zur Geschichte des Lagers Auschwitz ermöglichen einen intensiven Einstieg in die Materie. Die umfassende Darstellung des Prozesses bietet sich sowohl zu einer Auseinandersetzung mit dem Geschehen in Auschwitz als auch mit dem justiziellen Umgang mit NS-Verbrechen an.



Hermann Reineck am 5. Juni 1964 vor dem Haus Gallus während einer Verhandlungspause.

DVD-ROM

„Der Auschwitz-Prozess“, Protokolle und Dokumente Herausgegeben vom Fritz Bauer Institut Frankfurt und dem Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau;

Berlin: Direct-media Verlag, 2004, Die Digitale Bibliothek 101, DVD-ROM, ca. 80.000 Seiten. ISBN 3-89853-201-1, Preis 49,90 Euro.



Die seit einem halben Jahr liquide IG Farben in Abwicklung will von den USA aus die Schweizer Bank UBS mit dem Ziel verklagen, dass angebliche Rückerstattungen früheren IG-Farben-Eigentums an die Gesellschaft erfolgen. Es geht um Milliardenbeträge von Schweizer Franken, von denen auch ehemalige Zwangsarbeiter des Konzerns „etwas“ (Frankfurter Rundschau vom 27.03.04) bekommen könnten. In diesen Kontext passt das neue Buch von Janis Schmelzer „Devisen für den Endsieg“, das sich u.a. auf die Forschungsberichte der „Unabhängigen Expertenkommission Schweiz - Zweiter Weltkrieg (UEK)“ bezieht.

Die UEK - das ist eine von vielen Abkürzungen im Buchtext, meist von speziellen Institutionen des III. Reiches, die das Textverständnis zuweilen etwas erschweren - war beauftragt, die aus Nazideutschland in die Schweiz gelangten Vermögenswerte historisch, mengenmäßig und juristisch zu untersuchen. Schmelzer hat weiter intensiv die „Geschäftsgruppe Devisen“ als wichtiges Glied der verbrecherischen Kriegsfinanzierung und die zugehörigen Einflüsse der IG Farben analysiert.

Gut herausgearbeitet ist der Einfluss des IG-Farben-Büros „Berlin NW7“ als Spionagezentrale, was auch eine Rolle in den Nachkriegsprozessen gegen IG-Farben-Vertreter spiel-

te. IG-Farben gründete schon 1927 ein Archiv um Welt-Rohstoffmärkte, aber auch die Struktur und Wirtschaftskraft von ausländischen Unternehmen und Volkswirtschaften festzuhalten.

Das Buch beschreibt ausführlich wie sich später die Nazis dieses Know-how zu Nutze machten und wie das die Grundlagen waren, um nach dem Einmarsch nach Österreich und in die CSR gezielt u.a. die chemische Industrie zu annektieren. Viele auch im Buch abgedruckte Dokumente belegen den intensiven Filz zwischen den IG-Farben und den Nazis. So beschreibt Schmelzer, wie das IG-Farben Vorstandsmitglied Max Ilgner Wehrmachtsoffiziere „übernimmt“, selbst ein Ex-General bis Kriegsende als IG-Farben-Angestellter arbeitet. Die Archive anderer Firmen wie Siemens, Deutsche Bank oder Metallgesellschaft spielen bei der „Erkundung der wehrwirtschaftlichen Kraft der fremden Staaten“ ebenso eine wichtige Rolle, die das Buch aufzeigt. So war die Kenntnis über die Leistungsfähigkeit der Industrie, vorhandenes Kriegsgerät, Rohstoff- und Energieversorgung, die Arbeitseinsatzlage, die Finanzlage und selbst die Ernährungslage anderer Länder sehr ausgeprägt. Schmelzer arbeitet aber auch gut die Zusammenhänge zwischen der Personalunion bei der Finanzierung der Kriegsvorbereitung bzw -durchführung und der Nachkriegspolitik heraus. So nimmt man staunend zur Kenntnis, dass Prof. Ludwig Erhard nicht nur der „Vater“ des bundesdeutschen Wirtschaftswunders, Wirtschaftsminister und Bundeskanzler war, sondern auch als „Theoretiker der Kriegsfinanzierung“ fungierte.

Wichtig sind auch die Darstellun-

gen über den millionenfachen Einsatz von Zwangs- und Sklavenarbeitern, ausländischen Arbeitskräften und Gefangenen, also dem „Menschenpotential des Reiches“ als Beitrag zur Kriegsfinanzierung. Interessant sind auch die Personenbeschreibungen und Lebensläufe von Mitgliedern der Geschäftsgruppe Devisen und aus dem Apparat des unter der Leitung von Hermann Göring stehenden „Vierjahrplanes“. Dabei nimmt die Betrachtung über Otto Wolff von Amerongen, der als „Diplomat der bundesdeutschen Wirtschaft“ gilt, einen breiten

Raum ein. Schmelzer beschreibt, wie es kommt, dass dieser wohl schon 1942 auf der Kriegsverbrecher-Fahndungsliste stand, aber wesentlich die Wirtschaftspolitik der BRD bestimmte.

Das für Personen mit Vorkenntnissen zu empfehlende Buch „Devisen für den Endsieg“ ist im Schmetterlings-Verlag Stuttgart unter der ISBN 3-89657-463-9 erschienen.

Diethardt Stamm

Janis Schmelzer. Devisen für den Endsieg. Schmetterling Verlag, Stuttgart, 2003. 184 Seiten, 13,80 Euro.

Erklärung von Überlebenden des Nazi-Terrors zum Insolvenzverfahren I.G. Farben und zur Klage gegen UBS

Das Restvermögen der I.G. Farben gehört den Zwangsarbeitern!

Nach der Insolvenzmeldung der I.G. Farbenindustrie AG in Abwicklung am 10. November 2003 hat ein unwürdiges Geschacher um ihr geringes Restvermögen und um ihre möglichen Ansprüche gegenüber der Schweizer Großbank UBS begonnen. Einige Anwälte und Aktionäre wollen sich die Taschen füllen. Die involvierten Banken missachten offen ihre historische Verantwortung im Umgang mit den letzten Geldern des I.G.-Farben-Konzerns, der die NSDAP finanzierte, das Mordgas Zyklon B produzierte und Zehntausende im konzerneigenen Konzentrationslager Monowitz „durch Arbeit vernichtete“.

Unabhängig von allen juristischen Schachzügen gehört das Restvermögen der I.G. Farben moralisch allein den überlebenden Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern des Konzerns, die ihre Gesundheit für dieses

Vermögen opferten. Es muss zu ihrer Entschädigung und zur Aufarbeitung der verbrecherischen Geschichte des Konzerns verwendet werden.

Deshalb müssen schnellstmöglich ordentliche Insolvenzverfahren über die I.G. Farben AG und ihre sämtlichen Tochterfirmen eröffnet werden. Das Amtsgericht Frankfurt am Main und die vorläufige Insolvenzverwalterin Angelika Amend stehen in der Verantwortung, einen späten, aber bedeutsamen Schritt in Richtung historischer Gerechtigkeit zu gehen. Die überlebenden Opfer des Konzerns sind seine wichtigsten Gläubiger, und als solche müssen sie im Insolvenzverfahren anerkannt werden.

Die Gläubigerbanken der I.G. Farben - allen voran die HSH Nordbank - mögen juristischen Anspruch auf „ihr“ Geld besitzen. Moralisch gehört ihnen kein Cent. Wenn durch den Verkauf

der Immobilien der Farben-Tochter AWM KG zum wahrscheinlich letzten mal liquide Mittel des einstigen Mordkonzerns bewegt werden, darf dieses Restvermögen nicht stillschweigend in Banktresoren verschwinden. Die Immobilien wurden gekauft mit dem Vermögen, das die Zwangsarbeiter erarbeiten mussten.

Der Bundestagsabgeordnete Otto Bernhardt (CDU) und der Rechtsanwalt Volker Pollehn haben als letzte Liquidatoren der I.G. Farben AG i.A. versagt. Nach der offenen Plünderung des Firmenvermögens durch ihre Vorgänger haben sie zwar eine firmeneigene Stiftung zur Entschädigung der Zwangsarbeiter und zur Aufarbeitung der Firmengeschichte gegründet, diese aber nur mit lächerlichen 256.000 Euro ausgestattet. Weil die Stiftung von der Zahlungsunfähigkeit des Unternehmens nicht betroffen ist, amtieren Bernhardt und Pollehn bis heute als deren Vorstand. Sie sind aufgefordert, diese Posten für legitime Vertreter der überlebenden Opfer zu räumen.

Von der angekündigten Klage des US-Anwalts Ed Fagan distanzieren sich die Liquidatoren, lassen ihre eigenen Pläne bezüglich UBS aber im Dunkeln. Fagan will im Auftrag einzelner I.G.-Farben-Aktionäre die Schweizer UBS-Bank verklagen, um sie zur Herausgabe des so genannten Interhandel-Vermögens zu zwingen. Die Firma Interhandel – früher firmierend als I.G. Chemie – war formell unabhängig, wickelte während des Zweiten Weltkriegs aber fast alle Auslandsgeschäfte der I.G. Farben über die Schweiz ab. Ihr Vermögen verlebten sich 1967 die USA und die UBS-Vorläuferin Schweizer Bankgesellschaft ein. Bei der UBS sollen nach

heutigem Wert 2,2 Milliarden Euro gelandet sein. Mehrere Klagen der I.G. Farben auf Rückerstattung ihres einst verschleierten Auslandsvermögens scheiterten in den Jahrzehnten danach. Nun kündigt Anwalt Fagan unverbindlich an, bei einem Erfolg seiner neuen Klage einen kleinen Teil der gewonnenen Summe an die früheren Zwangsarbeiter abzutreten. Die UBS selbst verweigert beharrlich jede Rückzahlung an die I.G. Farben oder an deren frühere Arbeitssklaven.

Damit beleidigen alle Akteure die noch lebenden Opfer, die als wichtigste Gläubiger vollen Anspruch auf das Vermögen besitzen, das sie erschuftet haben. Die vage Ankündigung einiger Brosamen ist der erkennbare Versuch, die Opfer als Druckmittel gegenüber UBS und US-Gerichten zu missbrauchen, um Aktionärs- und Anwaltsaschen zu füllen. Und dieser Höhepunkt eines moralischen Skandals wird aus der Mitte der Wirtschaftsbürgerschaft heraus inszeniert.

Insolvenzverwalterin Amend könnte zur ersten Akteurin werden, die Gerechtigkeit herstellt. Dazu muss sie die Eröffnung ordentlicher Insolvenzverfahren über alle Konzernunternehmen durchsetzen, anschließend gemäß der Satzung der I.G.-Farben-Stiftung eine vertrauenswürdige Stiftungsleitung einsetzen, das Verfahren gegen die UBS an sich ziehen und schließlich den wichtigsten Gläubigern – den überlebenden Häftlingen – zu ihrem Recht verhelfen.

Berlin, 14. Januar 2004

Adam König, Berlin, **Rudy Kennedy**, London, **Esther Bejarano**, Hamburg, **Kurt Julius Goldstein**, Berlin, **Peter Gingold**, Frankfurt am Main; Erstunterzeichner (Überlebende)

Berliner IAK-Büro übernimmt verstärkt Koordinationsaufgaben

IAK-Erklärung zur wachsenden antisemitischen Gewalt in europäischen Ländern

Am 6. und 7. Mai 2004 tagte in Berlin die Generalversammlung des Internationalen Auschwitz Komitees (IAK), unter ihnen 20 ehemalige Häftlinge des Konzentrationslagers Auschwitz Birkenau aus neun Staaten.

In der Diskussion kam insbesondere zur Sprache, dass vor 60 Jahren - also 1944 -, obwohl der Krieg für Nazi-Deutschland bereits verloren war, die Vernichtungspolitik gegenüber Juden, Roma und Sinti und anderen Verfolgten mit verstärkten Anstrengungen weiter betrieben wurde. So als sollte, wenn schon die militärische Niederlage bevorstand, wenigstens der rassistisch motivierte Völkermord „erfolgreich“ zu einem Ende gebracht werden. Das Regime konnte sich dabei auf Scharen williger Helfershelfer und eine Bevölkerung verlassen, aus der erneut kaum nennenswerter Widerstand gegen die Barbarei kam.

Das IAK beschloss, an diesen Tatbestand mit zentral vorbereiteten Informationsveranstaltungen zu erinnern. Hierzu, wie auch zum 60. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 2005, will das Berliner IAK-Büro Aktionen in die Wege leiten. Um diese international besser steuern zu können und um die nationalen Organisationen zu vernetzen, sollen durch das IAK die Internet-Adressen ausgetauscht und ein Info-Dienst aufgebaut werden.

Darüberhinaus wurde von der Tagung folgende Erklärung abgegeben:

Die ehemaligen Häftlinge sind bestürzt und empört über die wachsende antisemitische Gewalt in vielen europäischen Staaten. Ebenso weisen sie auf die massive Ausgrenzung und Gewalt gegenüber Roma und Sinti in Europa hin: Rassismus und Antisemitismus in jeder Form bedrohen die europäischen Demokratien und die Werte unserer Zivilisation, wie es die OSZE-Konferenz zum Antisemitismus am 28. und 29. April 2004 in Berlin in ihrer Abschlusserklärung dargelegt hat: Zunehmend sind die ehemaligen Häftlinge bei Gesprächen in Schulen mit antisemitischen Äußerungen fundamentalistischer muslimischer Jugendlicher konfrontiert. Auch deshalb unterstützen sie nachdrücklich den Aufruf der OSZE-Konferenz, dass internationale Entwicklungen, darunter auch jene in Israel oder andernorts im Nahen Osten, niemals eine Rechtfertigung für Antisemitismus sein können.

Von den Bürgern Europas wird es abhängen, diese politische und moralische Botschaft der OSZE zur Realität auf den Straßen und in den Schulen werden zu lassen: Wer Rechtsextremismus und Intoleranz durch Schweigen akzeptiert, beschädigt die Zukunft der jungen Menschen in Europa.

Das Koordinationsbüro des IAK ist in der Stauffenbergstraße 13/14 in 10785 Berlin untergebracht, Telefon-Nr. (030) 26 39 26 81, Fax (030) 26 39 26 83, Internet: www.auschwitz-international.org.



In der Reihe „Lebensbilder - Jüdische Erinnerungen und Zeugnisse“ legt der Herausgeber Wolfgang Benz mit diesem Band ein nicht nur als Einzelschicksal lesenswertes Buch vor. Im Kontext der Kindertransport-Literatur werden ebenso geschichtliche Ereignisse der Zeit zwischen 1930 und 1948 anschaulich. Als fast Siebzjähriger hat der 1924 in Berlin geborene, heute in Israel lebende Behrendt seine Lebensgeschichte aufgeschrieben, zunächst für seine eigenen Kinder - in englischer Sprache - offenbar auch unter dem Eindruck der seit 1989 stattfindenden Treffen der „Kindertransportkinder“. Auf Drängen seiner deutschen Verwandten wurde daraus das vorliegende Buch für eine deutsche Leserschaft.

Zwar stammt Günther Behrendt - der heute nach mehreren Namensänderungen entsprechend seiner vielen Lebensstationen Gideon heißt - aus einer jüdischen Großfamilie, aber nach dem frühen Tod seiner Mutter wuchs er ohne Familiengeborgenheit auf. Seine vertrauteste Bezugsperson waren sein älterer Bruder Heinz. 1938 wird der Vater von der Gestapo abgeholt, Günther kommt in ein Kinderheim und erlebt dort die Wärme einer Gemeinschaft von Gleichaltrigen und den Respekt der Erwachsenen. Als Reaktion auf die Novemberpogrome im nationalsozialistischen

Machtbereich läuft Ende 1938 in England die große Rettungsaktion für jüdische Kinder an, Günther ist unter den ersten, die für den Kindertransport ausgewählt werden.

Als Vierzehnjähriger entscheidet er sich im englischen Aufnahmelager, nicht als Pflegekind in eine Familie zu gehen, sondern mit anderen Jugendlichen in einem Hostel zu leben - Familie bedeutete für ihn „nur Vernachlässigung und das Gefühl eine Last zu sein.“ Diese erste eigene Entscheidung prägt seinen weiteren Lebensweg. Er findet seine drei ihm bis heute verbundenen Freunde, mit denen er seine neue Selbstständigkeit weiter stärken kann. Mit 16 geht er nach London, schlägt sich als Kellner durch und erhält dort die Nachricht von der Verhaftung seines Bruders. Heinz' Schicksal bestärkt Günther in dem dringenden Wunsch, seine ganze Kraft für die Niederlage Deutschlands einzusetzen. Mit 18 endlich wird er in die englische Armee aufgenommen und erlebt als Fallschirmspringer den 6. Juni 1944, die Landung in der Normandie. Nach dem Sieg erreicht ihn eine weitere Schicksalswende: ein Brief seines Bruders. Heinz hat als einer der wenigen das Getto von Minsk und die Schrecken mehrerer Konzentrationslager überlebt, jetzt bereitet er sich auf die illegale Einreise nach Palästina vor. Das Wiedersehen lässt in Günther die Vorstellung wach werden, auch seine eigene Wurzellosigkeit könne durch die Auswanderung nach Palästina ein Ende finden. Mit wachsender Abneigung gegen eine Armee, die die jüdischen Palästinaeinwanderer blutig bekämpft, bringt

er seine britische Militärzeit hinter sich, 1947 endlich, während Heinz auf Zypern interniert ist, erreicht er Palästina und tritt kurz darauf der israelischen Untergrundarmee Haganah bei. Ein kurzer Epilog resümiert den weiteren Lebensweg bis 1999.

„Noch heute, nach sechzig Jahren, bin ich ein Außenseiter auf dieser Erde, ein Fremder“ - und dies, obwohl das Land Israel ihm Heimat ist, die ihn

als Mensch unter Menschen leben lässt. Die bitteren Erfahrungen seiner Kindheit und die schwierigen Startbedingungen als heimatloser Ausländer in England - Günther Behrendt beschreibt sie nicht in Form eines Klagegedichtes. Viel eher sind sie ihm Beweis dafür, dass man dem Leben die guten Seiten abgewinnen sollte. Seine jugendliche Tanz-, Box- und Amüsierlust wird nicht nur seinen Kindern und Enkeln imponieren. Aber Gefühle von Verlassenheit, Schmerz und Wut lassen sich unter dem humorvollen Grundton nicht immer verbergen.

An einigen Punkten schärft dieses Buch den Blick auf den historischen Kontext: Neben der bewundernswerten Organisation der Kindertransporte dürfen auch krasse Fehlentscheidungen der Helfer in England berichtet werden, neben der Zustimmung der englischen Regierung

zur Aufnahme der Kinder auch die unmenschliche Entscheidung im Sommer 1940 zur Internierung aller über sechzehnjährigen Flüchtlinge, darunter über 1000 Kindertransportteilnehmer. Die

verlustreichen Kämpfe der englischen Armee gegen die Palästinaeinwanderer lassen ab 1947 den Antisemitismus im Land so anwachsen, dass Juden es oft nicht mehr riskieren ihre Identität preis-

zugeben. Doch auch die Erfahrungen des Autors mit seinen eigenen zukünftigen Landsleuten im Auswanderungssammellager in Marseille, die unversöhnlichen Debatten der einzelnen zionistischen Gruppierungen und Parteien über die Zukunft des Landes sind ernüchternd: Nie wird er einer politischen Partei beitreten. Diese letzten Abschnitte des Buches sind besonders anschaulich geschrieben, vielleicht weil die Erinnerung daran noch frisch ist

Das informative Nachwort von Claudia Curio gibt den biografischen Eindrücken das notwendige historische Hintergrundwissen.

Regine Wolfart

Gideon Behrendt: Mit dem Kindertransport in die Freiheit. Vom jüdischen Flüchtling zum Corporal O'Brian. Fischer TB 2001



Die Kindertransporte 1938/39

Rettung und Integration

Herausgegeben von Wolfgang Benz,
Claudia Curio und Andrea Hammel

Die in diesem Band vorgestellten Untersuchungen beruhen im wesentlichen auf den Forschungsansätzen der beiden wissenschaftlich mit dem Thema „Kindertransporte“ befassten Zentren in England und Deutschland: dem Centre for German-Jewish-Studies der University of Sussex in Brighton und dem Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin. In zwei Workshops, 2001 in Brighton und 2002 in Berlin, wurden die Forschungsergebnisse aus literaturwissenschaftlichen und soziologischen, historischen und psychologischen Ansätzen vorgestellt. Auch die ehemaligen Kindertransport-Teilnehmer selbst kamen zu Wort. Vorausgegangen waren 1989 die erste Reunion der Kindertransport-Kinder in London, einberufen von Bertha Leverton, und die Anthologie „I CAME ALONE“. Erstaunlich bleibt der späte Zeitpunkt dieses Treffens, 50 Jahre nach der Aufnahmeaktion. Erstaunlich bleibt aber auch die Aktion selbst, nach den Novemberpogromen 1938 in wenigen Wochen auf die Beine gestellt in einem selbst vom Krieg bedrohten Land. Aus Sicht der gegenwärtigen europäischen Flüchtlingspolitik eine nahezu unglaubliche Hilfsbereitschaft, vielleicht ansatzweise vergleichbar mit der Bewegung aus der Mitte der Bevölkerung heraus bei

der Aufnahme von Chileflüchtlingen 1973 und noch einmal ab 1992 für Flüchtlinge aus Bosnien. Damals, 1939, gab die englische Regierung zwar ihre Einwilligung zur Aufnahme, aber sämtliche Kosten mussten aus Spenden bereitgestellt werden. Rebekka Göpfert beschreibt in ihrem Beitrag „Kindertransport“ den ständigen Mangel an Geld und an Helfern der auf englischer Seite zuständigen Refugee Children's Movement.

Ab Dezember 1938 bis zum Kriegsausbruch 1939 erreichten etwa 10.000 Kinder zwischen 2 und 17 Jahren die rettende Insel und wurden in Pflegefamilien oder Kinderheimen untergebracht. Immer wieder wird in den Beiträgen des Bandes die psychische Belastung der Kinder deutlich, viele fühlten sich weggeschickt von den Eltern und litten unter Heimweh, das Dilemma zwischen Dankbarkeit und Verbitterung spielte in den meisten Interviews für die „Erinnerung an die eigene Lebensgeschichte eine tragende Rolle“ (S 38) Ruth Barnett - 1939 selbst eines der jüngsten Kindertransportkinder - und Ute Benz beschreiben die Traumatisierung und deren Auswirkungen auf die Familien an einprägsamen Beispielen aus ihrer therapeutischen Arbeit.

Claudia Curio untersucht in dem Beitrag „Unsichtbare Kinder“ die Auswahlstrategien der Hilfsorganisationen auf deutschsprachiger Seite am Beispiel der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, bei der schon vor November 1938 10.000 Anträge bereitlagen. Weniger als 2400 Kinder konnten gerettet werden, die meisten der 8000 Übrigen wurden im Holo-

caust ermordet. Diese Zahlen machen die ungeheure Dramatik der Hilfsaktion noch einmal deutlich.

Einen interessanten Aspekt steuert der Beitrag von Monica Lowenberg bei über die zwei jüdischen Schulen, denen die Auswanderung nach England gelang: das Kölner Jawne-Gymnasium und die Berliner ORT-Schule. In England selbst gründeten vertriebene Pädagoginnen und



Pädagogen mindestens sieben Schulen für Flüchtlingskinder, mehrheitlich an reformpädagogischen Land-erziehungsheimen orientiert.

Den Schluss des Bandes bilden drei biografische Rückblicke, die die ganz unterschiedlich verlaufenen und wahrgenommenen Exilsituationen augenfällig machen; die Zwillingsschwwestern Ilse Aichinger und Helga Aichinger-Michie, die eine überlebte unter den Augen der Gestapo in Wien, die andere als Kindertransportkind in England; Vernon Saunders,

einzigster unter 60 Jungen eines Berliner Waisenhauses, der einen Koffer für England packen durfte, und der damals dreizehnjährige Fred Jordan, der sich am Wiener Westbahnhof für immer von seiner Mutter verabschieden muss.

Der interdisziplinäre Charakter dieses Sammelbandes macht das Buch unbedingt lesenswert. Wissenschaftliche Forschung belegt mit biografischen Erinnerungen erleichtert den Zugang zu diesem Kapitel nationalsozialistischer Verfolgung und macht mit vielen neuen Aspekten innerhalb des Themas „Kindertransporte“ die Lektüre spannend, auch im Hinblick auf unsere den Millionen Flüchtlingen in aller Welt so feindlich gesinnte Gegenwart.

Regine Wolfart

***Die Kindertransporte 1938/39 - Rettung und Integration.** Hg. von Wolfgang Benz, Claudia Curio und Andrea Hammel, Fischer TB 2003*

Jüdisches Museum Frankfurt sucht Fotos und Dokumente für Ausstellung **Opfern der Deportationen ein Gesicht geben**

Das Jüdische Museum sucht nach Fotos, Augenzeugenberichten, Gegenständen, Exponaten von den Deportationen der Frankfurter Juden zwischen 1941 und 1945. Wer hat Notizen, Briefe oder Bilder von den Deportationen, die vorwiegend von der Großmarkthalle (mitunter auch vom Ost- und Hauptbahnhof) abgingen? Wer hat die Menschen auf dem Weg dorthin gese-

hen, die zumeist zu Fuß durch die Stadt gingen? Da sich auf dem Gelände der Großmarkthalle noch heute Wohnungen befinden, von denen die Verfolgten zu beobachten waren, bittet das Museum besonders frühere Bewohner, sich zu erinnern.

Kontakt: Jüdisches Museum Frankfurt am Main, Tel.: 069/2123-8804 oder Kontor für Geschichte, Tel.: 069/439213.

Sascha Feuchert: Zum neuen Buch von Götz Aly: Im Tunnel.

Das kurze Leben der Marion Samuel 1931-1943

Götz Aly bleibt auch in seinem neuesten Buch seinen diversen Berufen treu: Der habilitierte Politologe, Historiker und Absolvent der Deutschen Journalistenschule mit späterer Tätigkeit als Redakteur bei der „taz“ und der „Berliner Zeitung“ hat mit „Im Tunnel. Das kurze Leben der Marion Samuel 1931-1943“ eine klassische (historische) Reportage vorgelegt.

Im November 2002 erhielt Aly die Mitteilung, dass er mit dem „Marion-Samuel-Preis“ der „Stiftung Erinnerung“ (Lindau) ausgezeichnet werden sollte - und seine Neugier war geweckt: Von der Auszeichnung, deren erster Träger immerhin Raul Hilberg war, hatte Aly schon gehört, doch: Wer war die Namensgeberin dieses Preises? Viel fand er nicht, als er recherchierte: Bezeichnenderweise stieß Aly auf einen eigenen, mittlerweile vergessenen Artikel im Internet. Was er da las, konnte ihn nicht befriedigen: „Dort stand spekulativ, aber, wie ich heute weiß, richtig: Marion Samuel wird - schon wegen ihres Alters - ‚unmittelbar nach der Ankunft‘ in Auschwitz ‚mit Zyklon B vergiftet worden sein‘. Ihr Vater wird in einem der Berliner Betriebe als einer der so genannten Rüstungsjuden Zwangsarbeit verrichtet haben. Sie wurden damals gegen junge Polen ausgetauscht, die nach Berlin deportiert wurden.“ Auch von den Preisstiftern, Walter und Ingrid Seinsch, war nicht mehr zu erfahren: Sie hatten den Namen des jüdischen Mädchens aus dem Gedenkbuch für die deportierten deutschen Juden ausgesucht: Mehr als das Geburtsdatum

und den Tag ihres Abtransports von Berlin nach Auschwitz konnte man dort nicht entnehmen - gerade auch deshalb wurde Marion Samuel ausgewählt, die so Hunderttausende ermordete jüdische Kinder, über die kaum etwas bekannt ist, symbolisiert.

Aly nahm sich vor, diesem Kind seine Geschichte zurückzugeben. Mittels Zeitungsannoncen fahndete er nach Bekannten und Verwandten, recherchierte in Washington, suchte in Arolsen beim Suchdienst des Roten Kreuzes: Was er ermittelte, blieb wenig, doch entstand eine erzählbare Geschichte. Die Familie des Vaters Ernst stammte aus Ueckermünde in Vorpommern: Seine Eltern betrieben dort ein Ladengeschäft, das bald den neuen Machthabern in die Hände fiel. Die Familie wurde in alle Winde zerstreut, einigen gelang die Flucht, die meisten wurden im Holocaust getötet. Nicht viel anders erging es der Familie der Mutter Cilly: Ihr „Berliner Warenhaus“ in Arnswalde mussten sie an die örtliche Sparkasse verkaufen, die Familie zerfiel ebenso in ihre Bestandteile. Ein Bruder Cillys konnte noch rechtzeitig nach Amerika auswandern, eine Schwester überlebte in Deutschland mit viel Glück, weil sie mit einem Christen verheiratet war. Der Rest auch dieser Familie wurde vergast, erschossen oder fiel den Bedingungen in östlichen Lagern zum Opfer.

Aly kann einiges aus Vermögenserklärungen entnehmen oder aus Entschädigungsunterlagen. Deutlich wird damit einmal mehr, wie sehr der Holocaust für die Deutschen auch ein

großes Geschäft war. Doch das ist nicht alles, denn mit Hilfe kleiner Einträge lassen sich Lebensumstände rekonstruieren, die den Autor immer wieder ein kleines Stück weiter bringen - wenngleich er es manchmal mit seinen Interpretationen übertreibt. Aus dem fehlerhaften Eintrag eines Beamten etwa, der zunächst „Sohn“ auf die Vermögenserklärung von Marion Samuel geschrieben und es dann durch „Tochter“ ersetzt hatte, schließt der Historiker: „Marion Samuel mochte also einen knabenhaften Eindruck erweckt haben.“ Weder die wenigen Fotos, die Aly ermittelt hat, legen das nahe, noch auch die Situation in einem Berliner Durchgangslager vor der Deportation.

Die nächsten noch lebenden Verwandten, mit denen Aly in Kontakt treten konnte, waren ein Cousin und eine Cousine von Marion Samuel: Es war wenig, was sie noch von der Familie erzählen konnten, sie waren zu jung und die Zeiten zu schlimm, um sich noch konkret an das eine oder andere in Zusammenhang mit Marion erinnern zu können. Auch untereinander hatten sie jahrzehntelang keinen Kontakt. Es gehört zu den anrührendsten Szenen des Buches, wenn Aly im Vorwort schildert, wie die beiden - der eine in Amerika lebend, die andere in Deutschland - erstmals wieder am Telefon miteinander sprachen, angeregt durch den deutschen Historiker, und beide in unterschiedlichen Sprachen.

Aly nimmt die wenigen Puzzlestücke auf, macht sie zum Ausgangspunkt neuer Fragen und Suchstrategien und setzt sein Mosaik, das bis zum Schluss ein grobes Fragment bleiben muss, zusammen. Wo er nicht auf Erzählungen oder Dokumente zurück-

greifen kann, die sich direkt mit Marion und ihrer Familie beschäftigen, bindet er Erinnerungen von Zeitzeugen ein, die zur gleichen Zeit am gleichen Ort oder mindestens in der Nähe waren: Das Bild rundet sich, ohne vorzugeben, es sei vollständig. Immer wieder thematisiert der Bericht selbst, wo seine Grenzen liegen. In mehrfacher Hinsicht im Zentrum steht dabei ein Alptraum Marions, den sie einmal einer Mitschülerin weinend erzählte - und der gleichsam das Verschwinden der Menschen und ihrer Geschichten thematisiert: „Da gehen Menschen durch einen Tunnel im Berg u. da ist auf dem Weg ein großes Loch und alle werden reinfallen und sind weg.“

Das Buch ist als Ganzes - auch mit den vielen reproduzierten Dokumenten - beeindruckend; wollte man kritisieren, könnte man das allenfalls bei der Sprache tun: Man wird den Eindruck nicht los, dass Aly seiner eigenen Form - der Reportage - nicht recht über den Weg traut. Er bemüht sich zu oft um einen sachlichen, unemotionalen Ton. Das aber macht die Reportage aus: Sie darf den Reporter auch als Subjekt thematisieren. Angst vor historischer Ungenauigkeit oder dem allzu akademischen Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit braucht ein so solider Historiker wie Aly wahrlich nicht zu haben.

Götz Aly: Im Tunnel. Das kurze Leben der Marion Samuel 1931-1943. Frankfurt: Fischer 2004. ISBN 3-596-16364-1, 7,90 Euro.

Dr. Sascha Feuchert ist stellvertretender Leiter der Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Heinrich Senfft zum Jahrestag des 20. Juli: taz vom 19. 7. 2004

Unglückliche Helden

Es war lange tabu, mit dem Widerstand gegen das Naziregime kritisch umzugehen. Wir hatten so wenige Helden, so viele „willige Vollstrecker“, dass an diesem spät geschaffenen Mythos nicht gerührt und nicht gefragt werden durfte, was die Offiziere des Widerstandes denn im täglichen Kriegsgeschehen vor allem im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion so alles gemacht hatten, ob sie sich gar an dem einen oder anderen Kriegsverbrechen beteiligt hatten, um nicht enttarnt zu werden. Der 20. Juli, der sich jetzt zum sechzigsten Male jährt, kam spät, zu spät. Wäre er gelungen, welch neue, diesmal alles überwältigende, nicht mehr aussterbende Dolchstoßlegende würde sich gebildet haben - aber wie viele Menschen wären am Leben geblieben?

Jahrzehntelang wurde in Westdeutschland der Eindruck gepflegt, als habe der Widerstand der Wenigen nur in Offizierskasinos, Herrenhäusern und Salons stattgefunden. Um den Widerstand der „kleinen Leute“, der Arbeiter, der Kommunisten, gar um den eines Einzelgänger wie Georg Elser, kümmerte sich kaum einer, wenn er nicht als linker Außenseiter und Kommunistenfreund denunziert werden wollte. Und wer sagte schon, es habe in den Mannschaftensrängen mehr als 100.000 Deserteure und sonstige „Wehrkraftzersetzer“ gegeben, von denen 30.000 exekutiert wurden? Die DDR, unter antifaschistischen Vorzeichen gegründet, erkannte nur den kommunistischen Widerstand an, der tatsächlich die meisten Opfer gebracht hatte (...)

Immerhin hatte Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede

zum 40. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1985 der „Opfer des deutschen Widerstandes, des bürgerlichen, militärischen und glaubensbegründeten, des Widerstands in der Arbeiterschaft und bei den Gewerkschaften, des Widerstands der Kommunisten“ gedacht. Neun Jahre später drohte der Stauffenberg-Sohn Franz Ludwig, die „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“ und die Feiern zum 20. Juli zu boykottieren, falls dort die Ausstellungsstücke zur Würdigung kommunistischer Widerständler nicht entfernt würden. (...) Es war und ist für viele noch immer nicht zu begreifen, dass das Nationalkomitee „Freies Deutschland“, Ulbricht und Pieck ebenso zum Widerstand gehören wie die Verschwörer, die nach dem 20. Juli 1944 umgebracht wurden.

Der Widerstand war vielfältig und brüchig organisiert: Kaum einer wurde gefragt, woher er komme und wohin er wolle, wenn er nur bereit war, das Naziregime und Hitler zu beseitigen. Deshalb ist es auch eine sehr fragwürdige Vereinfachung, vom „20. Juli“ zu sprechen, wenn mehr gemeint ist, als dass Claus Graf Stauffenberg an diesem Tag versucht hatte, Hitler in seinem Hauptquartier umzubringen. Tatsächlich lässt man sich da den Stempel der Gestapo aufdrücken. (...)

Einiges hatten die meist konservativen Widerständler alle gemeinsam: Sie trugen schwer an ihrem Eid, sie waren deutsche Nationalisten, antidemokratisch, also gegen die Weimarer Republik, die, davon waren sie überzeugt, nicht an ihnen, sondern an den Folgen des Versailler Friedensvertrages zugrunde gegangen war. Sie waren über

wiegend antisemitisch und den Grundideen der Nazis mindestens anfänglich durchaus zugetan, auch wenn sie von deren pöbelhaften Gewaltmethoden angewidert waren. Und da sie auch fast alle geradezu bösartig antikommunistisch waren, hatten die wenigsten etwas an Hitlers Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 auszusetzen. Auf gar keinen Fall wollten sie, dass Deutschland den Krieg verlor. Verhasster Hitler hin oder her, die deutschen Interessen sollten gewahrt werden. Der erst im Juni 1944 wieder zu den Widerständlern gestoßene General Eduard Wagner sagte, es „sei untragbar, dass der Russe kämpfend ins Reichsgebiet eindringt“. (...) Patrioten, hoffnungslos zerrissen zwischen Einsicht und Vaterlandsliebe. Das erinnert - fast spiegelbildlich - an die sozialdemokratischen Emigranten in England, deutsche Nationale, die zwar die Niederlage Nazideutschlands wünschten, aber deren Folgen nicht mittragen wollten.

Aber eben jene Widerständler an der Ostfront wussten nicht nur von Verbrechen, sondern nahmen an ihnen teil - oder duldeten sie. Als 1995 der Begleitband zur so genannten Wehrmachtausstellung erschien und Christian Gerlach schrieb, Offiziere des militärischen Widerstands wie Henning von Tresckow und Rudolf-Christian Freiherr von Gersdorff seien an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen, erhob sich ein Entrüstungsgeschrei - das durfte nicht sein! Marion Gräfin Dönhoff und Richard Freiherr von Weizsäcker, empörten sich über die „Selbstgerechtigkeit der Nachgeborenen“. Gräfin Dönhoff meinte, Gerlach habe „die Kenntnis von Verbrechen als bedeutungsgleich mit der Beteiligung an Verbrechen“ bewertet.

Aber da haben der „gewisse Gerlach“ und Gerd R. Ueberschär ebenso höflich wie entschieden widersprochen und nachgewiesen, dass Tresckow und Gersdorff und nicht wenige andere Widerständler dem Teufelskreis nicht hatten entrinnen können und nicht nur Mitwisser, sondern auch Mittäter waren - und dass das, was Richard von Weizsäcker behauptet hatte, an entscheidenden Stellen nicht wahr ist. Hitler-Gegner Generaloberst Hoepner zum Beispiel war bereit, einen Giftgaskrieg gegen Bewaffnete wie auch die vor den Kriegshandlungen oder den Repressalien der Besatzungsmacht in die Wälder geflüchtete Zivilbevölkerung zu führen, und Tresckow wie auch General Carl-Heinrich von Stülpnagel und Generalquartiermeister Eduard Wagner unterstützten brutale Einsätze gegen Partisanen und die dazu erklärten Juden, großräumige Gewaltaktionen, die sich hauptsächlich gegen unbewaffnete Zivilisten richteten und tausenden das Leben kostete.

Nicht wenigen Widerständlern war es am Ende wichtiger, das Regime zu stürzen, als selbst frei von Schuld zu sein. „Wir alle haben so viel Schuld auf uns geladen - denn wir sind ja mitverantwortlich, dass ich in diesem einbrechenden Strafgericht nur eine gerechte Sühne für all die Schandtaten sehe, die wir Deutschen in den letzten Jahren begangen bzw. geduldet haben“, schrieb Generalmajor Helmut Stieff schon im Januar 1942 an seine Frau - als die geradezu zwangsläufige Folge der Zeitgenossenschaft.

Patriot und Widerständler - eine unauflösliche Katastrophe: „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat“, schrieb Bertolt Brecht in „Das Leben des Galilei“.

Gedenkveranstaltung zum Jahrestag der Pogromnacht 1938

Zum 9. November 1938

Eine Station auf dem Weg nach Auschwitz

Dienstag, 9. November 2004, 19.30 Uhr, Eintritt frei
Butzbach (Wetterau), Stadtmuseum, Färbgasse 16

Peter Wolff, Überlebender des KZ Auschwitz-Birkenau,
berichtet, was er im Dritten Reich an Gewalt
und Demütigungen erdulden musste.

Veranstalter: Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis
und Museum der Stadt Butzbach

NS-Medizin in Marburg

Mittwoch, 17. November 2004, 19.30 Uhr,
Marburg (Veranstaltungsort bitte nachfragen)

Referent Ernst Klee ist Autor vieler Sachbücher zur
Geschichte der NS-Medizin

Veranstalter: Lagergemeinschaft Auschwitz - Freundeskreis

Ausstellungen

Mittwoch, 1. September 2004, 17.30 Uhr

Frankfurt am Main, Gewerkschaftshaus, Wilhelm-Leuschner-Str. 69

Ausstellungseröffnung: Den von extremen Rechten von 1990 bis 2003
Ermordeten einen Namen geben. Präsentation von Plakaten der
DGB-Ortsverbände Neu-Anspach und Oberursel.

2. Sept. bis 15 Okt. 2004; Wetzlar, Hessenkolleg, Brühlsbachstr. 15 und
6. Nov. bis 4. Dez. 2004, Wiesbaden, Ministerium f. Wissenschaft u. Kunst

**Legalisierter Raub - Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in
Hessen 1933 bis 1945** - Ausstellung des Fritz Bauer Institutes und des
Hessischen Rundfunks

3. bis 16. November 2004, Hanau, Hanauer Kulturverein

„Kinder im KZ Theresienstadt - Zeichnungen, Gedichte, Texte“

Ausstellung: Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 - 1945